

LETTISCHE
LITERATUR
BAND V

R. BLAUMANN

NOVELLEN

•



A. GULBIS VERLAG, RIGA

446967

W/V2
506

R. BLAUMANN

NOVELLEN

ÜBERSETZT
AUS DEM LETTISCHEN
VOM AUTOR

A. GULBIS VERLAG, RIGA

22021.
paleks

ПРОВЕРЕНО
1949 г.

L. V. B.
№ _____ in. *22610* 07

28

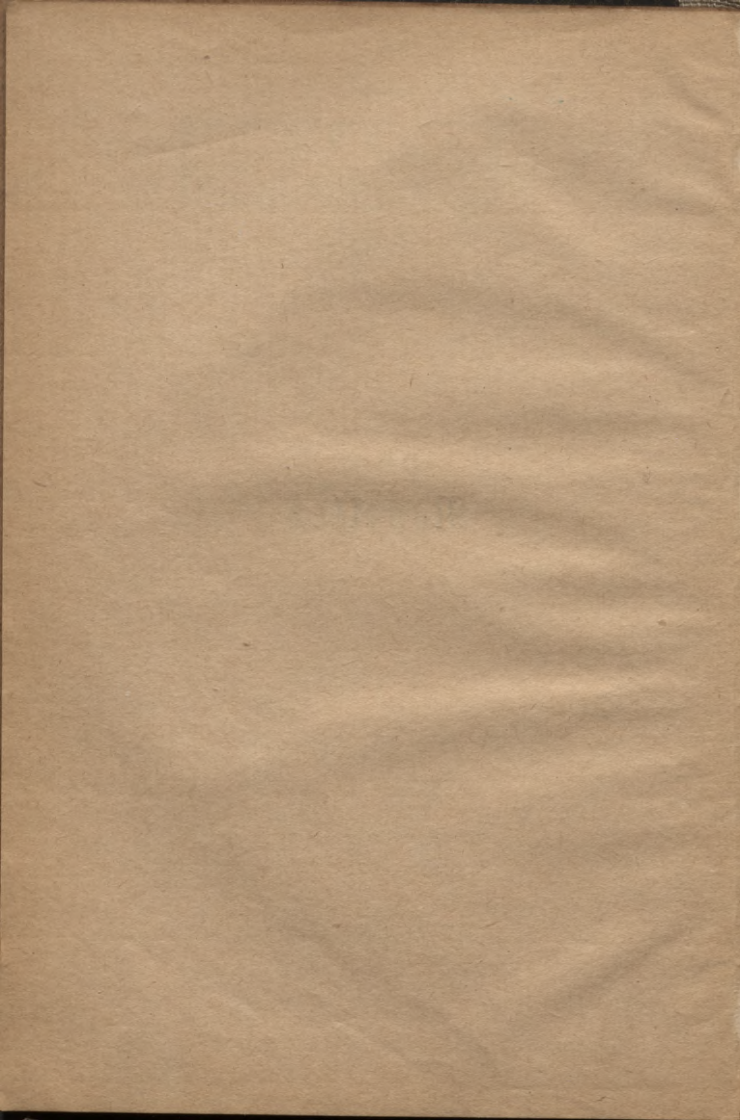
86

Alle Rechte,
auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1921 by A. Gulbis Verlag, Riga.



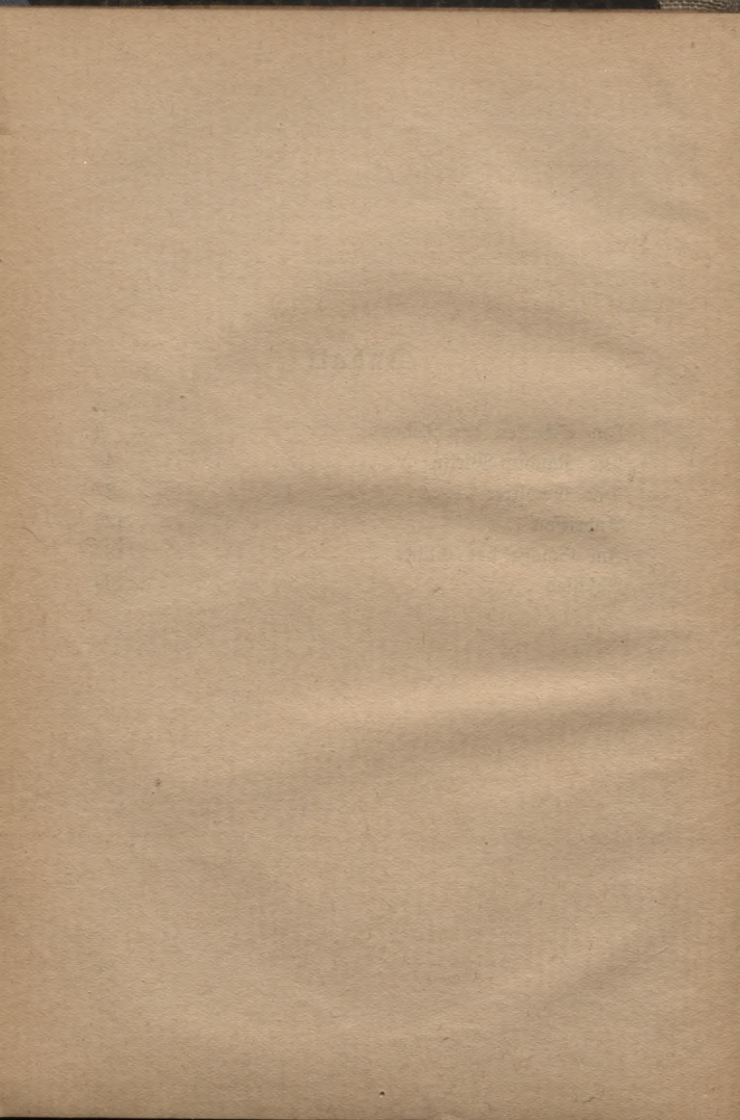
Druck von
C. O. Röder & Co. m. b. H., Leipzig.
819421.

Novellen

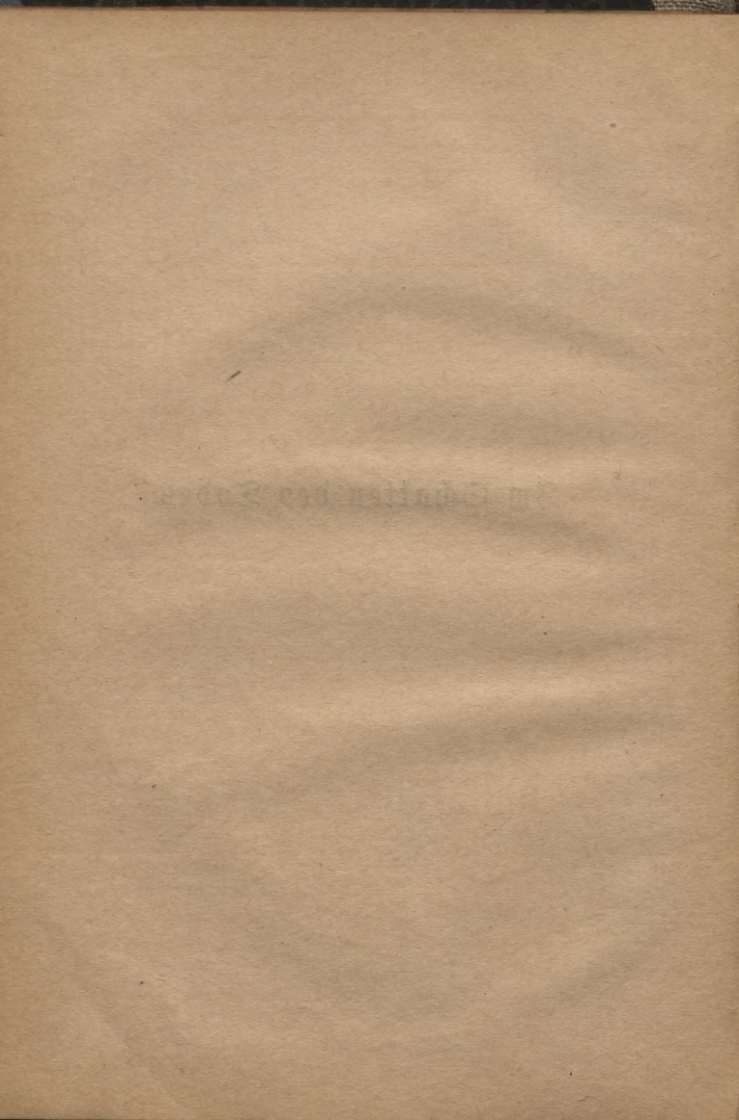


Inhalt

	Seite
Im Schatten des Todes	9
Die Raudup-Wirtin	45
Das Gewitter	87
Andrikson	129
Im Schoße des Glücks	167
Abschied	189



Im Schatten des Todes



Noch immer wehte ein mäßiger Südwest, und noch immer schwamm das ungeheure Eisstück weiter und weiter hinaus in das Meer.

Auf dem Eise befanden sich vierzehn Fischer und zwei Pferde. Die Leute waren mit dem Aushauen von Buhnen und dem Auswerfen ihrer Netze beschäftigt gewesen, und niemand von ihnen hatte bemerkt, daß das Eis in Bewegung geraten war. Erst als Karlen, ein sechzehnjähriger Junge, einem Pferde, das nach der Strandseite zu laufen begonnen hatte, eine ziemlich weite Strecke nachgeeilt war, hatte er unweit des Ufers wahrgenommen, daß das Eis nicht mehr feststand. Der Knabe war nun schleunigst umgekehrt und hatte den Fischern das Unglück mitgeteilt; als diese jedoch in rasendem Lauf den Rand des Eisstückes erreicht hatten, war keine Rettung mehr möglich gewesen. Juris Skara, der zu Hause ein junges Weib und drei Kinder besaß, hatte sich dennoch von der Verzweiflung hinreißen lassen, war ins Wasser gesprungen, und die Gefährten hatten gesehen, daß er unweit des Ufers versunken war.

Seit diesem Ereignis waren mehrere Stunden vergangen und noch immer bewegte sich das Eis in derselben unmerklichen Weise fort wie anfangs.

Die Blässe des ersten Schreckens war von den Gesichtern der Männer geschwunden. In aller Zügen lag

bloß etwas eigentümlich Gepreßtes. Aller Augenbrauen waren schmerzlich verzogen, und in aller Augen zitterte und fladerte jenes Glämmchen, das geheime Verzweiflung verrät.

Sie alle wußten es, daß sie sich mit jedem Augenblick weiter entfernten, nicht bloß vom Ufer des Meeres, sondern auch vom Gestade des Lebens.

Die Fischer hatten sich in Gruppen geteilt und sprachen halblaut miteinander. Um Karlen standen die jüngeren und unverheirateten: Gulbis, Birkenbaum und Janis Dauda, alle von blühendem Aussehen und kräftigem Wuchs. Der Knabe erzählte ihnen noch einmal, wie er gefahren und gerannt und wie weit ungefähr das Eis bereits vom Strande entfernt gewesen, als er das Unglück bemerkt habe.

„Hättest du denn nicht noch ans Ufer schwimmen können?“ fragte Birkenbaum.

„Ich denke wohl,“ erwiderte der Junge. „Das Wasser ist freilich kalt, aber ich denke wohl.“

„Schade, — wenn du gewußt hättest, daß du umsonst... daß wir sowieso... dann wäre es besser gewesen, wenn du versucht hättest...“

„Es wär' ihm vielleicht ebenso ergangen, wie dem Stara,“ sagte Janis Dauda.

„Ja, vielleicht... Aber ich denke doch, daß es gut gegangen wäre,“ seufzte der Knabe. „Wenn ich mein Pelzchen abgeworfen und mich zusammengenommen hätte...“

Und Karlens große, blaue Augen füllten sich mit Tränen.

„Nun, nun, sag' nun noch nichts, es wird schon gut werden,“ beruhigte Birkenbaum. „Der Wind wird sich ändern, und man wird nach uns suchen. Sei nur still.“

Der Junge fuhr mit der Handfläche schnell über die feuchtgewordenen, schmalen Wangen und antwortete: „Ich sag' ja auch nichts.“

Ein wenig weiter von dieser Gruppe stand ein langer, hagerer Greis mit dunkler Gesichtsfarbe, struppigem Bart und einer Zigeunernase. Seine Blicke waren starr auf einen Mann gerichtet, der mit gekrümmtem Rücken und gefalteten Händen vor ihm stand und nicht viel jünger aussah als er selbst. Es waren der Fischer Zubut und sein Sohn Ludis.

Die verheirateten jüngeren Männer waren zufällig zu einer eigenen Gruppe zusammengetreten: der riesenhafte, schöne Grünthal, der behäbige Skapann, dessen feiste Wangen wie zwei Päonien glühten, der bleiche, freundliche Skrastinsch und der untersekte Sijhlis.

Der alte Dauda sprach mit Stuhre, einem bejahrten Junggesellen, und Salga und Gurlum standen abseits allein.

Mit seiner wohlklingenden Stimme und durch sein ruhiges Verhalten beherrschte Grünthal seine Gruppe. Er sprach beinahe ganz allein, erwog die eine und die andere Möglichkeit der Rettung und seine Worte waren voll tröstlicher Zuversicht.

„Diese Fahrt wird höchstens zwei, drei Tage dauern,“ sagte er mit einer solchen Überzeugung, als ob alle sich auf einem Schiff befänden und er dessen Führer wäre, „zwei, drei Tage. Und wenn sie auch einen Tag länger währt... wir haben ja Fische, der Salga hat ein Fuder Fische, und wenn wir mit den Fischen zu Ende sind, können wir ja ein Pferd nehmen.“

„Zawohl,“ pflichtete ihm Skrastinsch bei, sein blaßes, freundliches Gesicht zu einem matten Lächeln verziehend,

denn er hatte die Gewohnheit, seinen Worten eine scherzhafte Färbung zu geben, „wir werden uns ein Pferd schlachten. Man sagt, das Pferdefleisch sei süß.“

Die roten Lippen des behäbigen Skapann verzogen sich ein wenig, in Sijhlis Zügen dagegen zeigte sich unverhohlener Widerwille.

„Wir essen's ja noch nicht,“ bemerkte Grünthal.

„Und wenn wir's essen werden, dann wird er derjenige sein, welcher nach dem größeren Bissen langen wird,“ sagte Skraftinsch. „Oder willst du mir deinen Anteil abtreten, Sijhlis?“

„Abtreten — was soll man vom Abtreten reden,“ versetzte Sijhlis langsam. „Wird man's durchaus essen müssen — nun, dann wird man's essen. Aber solche Sachen! Solche Sachen sind hier lange nicht gehört worden. Im vorvergangenen Jahre sind wohl von Jamburg — oder von dort irgendwo herum — einige Fischer ins Meer hinausgetrieben worden. Nach drei Tagen sollen die wieder ans Land gekommen sein.“

„Ja,“ bekräftigte Grünthal. „Und eine ähnliche Geschichte las ich in der Zeitung im vergangenen Jahr aus Arensburg. Da hatten sich die Fischer nach zwei Tagen gerettet.“

„Hier am kurischen Strande sind ja auch solche Fälle vorgekommen,“ sagte Skraftinsch, „nur in unserer Gegend hat man so etwas noch nicht erlebt.“

„Mein Vater erzählte eine solche Geschichte,“ sprach jetzt der alte Dauda, der auch zu der Gruppe getreten war. „Ich hab' es vergessen: waren es neun oder zehn oder elf Menschen, die damals verschollen sind.“

„Verschollen?“ wiederholte Skraftinsch. „Verschollen?“

„Ja, verschollen,“ sagte der Alte leise, und ein Blick aus seinen etwas trüben, geröteten Augen, mit den geschwellenen Augenbeuteln, glitt zu seinem Sohne Janis hinüber.

Alle schwiegen und wagten nicht, einander anzusehen, denn in großem Unglück schämt sich der Mensch ebensosehr, wie in großer Schmach.

„Na,“ begann Grünthal nach einer Pause wieder, „wird es denn nun mit uns auch so passieren? Das glaube ich nicht. Mir kommt es nur so vor, als ob dies alles bloß eine solche... solche... wie soll man sagen... eine etwas gefährliche Spazierfahrt sein wird. Weiter nichts. Im ersten Augenblick... natürlich... da überließ mich auch solch ein häßlicher Schauer, es ist doch kein Spaß... aber jetzt... bedenkt doch, wir sind unser vierzehn Mann, von denen — eins, zwei, vier, sechs, acht — von denen acht geradezu auserselbst sind. Sollen die mir nichts dir nichts so verschwinden? Das ist unmöglich!“

Die kräftige, tiefe Stimme Grünthals klang den Gefährten so angenehm, daß sich ihre Gesichter aufhellten. Keiner glaubte zwar seinen Worten, denn keiner war ja so einfältig zu meinen, Jugend und Kraft könnten Unglück und Schicksal wenden, dennoch aber wurde es jedem ein wenig leichter beim Anhören dieser männlichen Stimme, welche mit einer solchen Überzeugung das aussprach, was aller Herzen bebend erhofften.

„Das ist unmöglich,“ wiederholte der Fischer. „Zu Hause sieht es meine Frau jedesmal im Traum, wenn ein Unglück bevorsteht... Nein, ohne Scherz... Und heute morgen sagte sie mir nichts. Und dann seht euch nur den Birkenbaum an! Um einen solchen Burschen allein wäre

es ja mehr als jammerschade, von uns übrigen gar nicht zu reden!“

Birkenbaum verzog freundlich seine Lippen und sah den einen und anderen an. Er hatte wunderbar helle und freundliche Kinderaugen, und auf der Mitte der blühenden Wangen waren zarte, weiße Flecken, als hafte an jenen Stellen der feusche Staub weißer Frühlingsblüten. Alle übrigen fühlten, daß Grünthals Worte spöttisch gemeint waren, nur der Bursche selbst faßte sie als eine Schmeichelei auf. Er bezog sie auf sein stattliches Aussehen, während seine Gefährten meinten, Grünthal ziele auf seinen Charakter. Und den hielt jedermann für sehr schlimm. Birkenbaum war kein Kurländer, sondern war dorthin aus Livland verschlagen worden. Er war mit Flößen von der Oger in die Düna gefahren, die Düna hatte ihn nach Riga gebracht. Von Riga war er nach Mitau hingeraten, von dort hatte ihn sein Schicksal nach Goldingen und dann nach Libau verschlagen, und zuletzt hatte er sich als Knecht bei Salga verdungen, der abseits allein dastand, mit einem verzweifelten Ausdruck in seinem fahlen Gesicht.

Birkenbaum war bei den Fischern als Kraftmensch und großer Raufbold bekannt. Er hatte mit seinen Kräften so verschwenderisch gewirtschaftet wie der verwöhnte Sohn eines amerikanischen Millionärs mit dem Golde seines Vaters. Aber sie waren bisher nicht versiegt. Frisch und mit überaus lebendigen Augen sah er in die Gesichter seiner Schicksalsgenossen.

„Nun, wenigstens das muß man sagen, daß ihm mehr Augen nachweinen würden, als jedem von uns anderen,“ sagte Skraftinsch, weh lächelnd. „Nicht wahr, Birken-

baum? Ich hab' eine Frau und einen Jungen und ein Mädchen, die würden mir nachwimmern, über dich aber würden trauern — wie viele, was?"

Birkenbaum zuckte die Achseln.

„Ja,“ sagte Grünthal, wandte sich seitwärts und sah nach den Fischen, die neben Salgas Schlitten auf dem Eise verstreut umherlagen. „Laßt uns aber jetzt die Fische auflesen. Man kann nicht wissen, wo und wann das Eis bersten wird, und um jedes verlorene Fischlein wäre es schade.“

Das Häuflein verteilte sich und nach einer Weile versammelten sich die Fischer wieder um Salgas Schlitten und wollten die zusammengelesenen Fische in das Fuder zurücklegen. Doch Salga saß auf demselben und ließ keinen heran.

„Behaltet sie nur, behaltet sie,“ sagte er. „Verloren ist verloren.“

„Was soll das heißen?“ fragte Grünthal. „Was meinst du damit?“

„Ich meine, daß das Fuder mir gehört und andere sich darum nicht zu kümmern brauchen,“ versetzte Salga, die Matte und die Decke mit gierig-sorglicher Hand an den Rändern des Schlittenkorbes feststopfend.

„Der ist verrückt!“ rief Birkenbaum aus. „Der denkt wohl das Fuder allein aufzufressen?“

„Das ist meine Sache, was ich denke,“ entgegnete Salga rauh, und sein gelbes Gesicht verzog sich in unzählige Falten und Fältchen, und seine Augen sahen aus wie die eines neidischen Affen.

Birkenbaum brauste auf.

„Bei Gott, er meint, daß er noch Herr über die Fische ist!“ rief er aus. „Fort von dem Schlitten! Weg!“ Und

er warf seine Fische auf das Eis, ergriff Salga und zerrte ihn von dem Fuder herunter. Doch der Alte hielt sich an der Decke und der Matte fest wie eine Spinne an ihren Fäden, wenn man sie aus ihrem Schlupfwinkel reißt.

„Laß ihn, laß ihn, Birkenbaum,“ sagte Grünthal und trat beruhigend dazwischen. „Wir werden schon alles in Güte abmachen. Wenn nicht anders, werden wir ihm die Fische abkaufen.“

Birkenbaum ließ Salga los, und dieser kroch wieder auf sein Fuder zurück. Allen Fischern schien es jedoch plötzlich, daß Birkenbaum gar nicht ein so schlechter Mensch sei, und der eine und der andere ließen auch ein lobendes Wort fallen.

Bloß Gurlum stand abseits und sagte nichts. Er war ein harter Mann und wußte, daß ihm niemand wohlwollte. Seine einzige Sorge war jetzt darauf gerichtet, nicht lächerlich zu werden. Denn er war auch leicht verletzbar und eitel. Er versuchte seine Verzweiflung hinter einer gleichmütigen Düsterteit zu verbergen, und hatte schon jetzt Angst, daß es ihm an Mut gebrechen würde, freiwillig und in Ehren zu sterben, wenn alle Hoffnung auf Rettung geschwunden sein sollte.

Um die Mittagszeit wurde der Wellenschlag größer und das Eis begann in eigentümlicher Weise zu krachen. Das Krachen wurde lauter und die Fischer, von deren Gesichtern die düsteren Schatten ein wenig gewichen waren, wurden wieder still und finster.

Plötzlich lief ein seltsames Knistern durch das Eisstück.

Karlen, welcher neben Birkenbaum gestanden hatte, ergriff dessen Hand.

„Angst?“ sagte Birkenbaum und versuchte zu lächeln. Die blauen Augen des Knaben, voll schmerzlicher Verzweiflung, sahen den Burschen an.

„Das Eis wird wahrscheinlich... wahrscheinlich...“

„Versten? Natürlich. Versten wird's. Ah, was würde uns fehlen, auf einem solchen Ungeheuer die ganze Zeit über umherzufahren.“

„Ich bleibe bei dir.“

„Nun, halt dich lieber an deine Wirte, Dauda und Janis.“

„Nein, ich möchte lieber...“

„Wie du willst.“

Der Knabe drückte ein wenig stärker Birkenbaums Hand, und so standen sie beisammen und ließen gleich den übrigen die Blicke umherschweifen und suchten zu entdecken, ob nicht etwa irgendwo ein Stück Eis abbarst.

Als das seltsam aufregende Knistern sich in verstärktem Maße erneuerte, legte Birkenbaum seinen Arm unwillkürlich um Karlens Nacken. Er empfand ein freundliches Wohlwollen für diesen Knaben, der sich gerade ihn zu seinem nächsten Leidensgefährten erkoren hatte.

„Bebt das Herz, was?“ fragte Birkenbaum, bloß um etwas zu sagen.

„Nein. Mir ist nur so... ich weiß nicht... das Herz preßt sich zusammen... ich sag' mir: was da sein wird, wird sein... aber nichts!“

Die beiden feinen Furchen, die sich von der Nase längs den Mundwinkeln hinabzogen und dem geröteten, mageren Gesicht des Knaben ein älteres Aussehen gaben, wurden sehr tief. Nachdem er eine geraume Weile geschwiegen, fragte er dann:

„Und dir?“

„Was?“

„Wie ist dir zumute?“

„Mir? Gut jedenfalls nicht. Selbstverständlich... Mit Kraft ist hier ja nichts auszurichten,“ fügte der Bursche wie entschuldigend hinzu.

„Und wie, denkst du, wird es uns ergehen?“

„Was weiß ich... Du hörtest, was Grünthal sagte. Drei, vier Tage.“

„Ja, glaubst du daran?“

„Nun, große Hoffnung auf Rettung haben wir doch alle. Wir werden vielleicht auch einem Schiff begegnen.“

„Wenn wir nun aber keinem begegnen?“

„So wird sich der Wind ändern.“

„Wenn er aber nun weht und weht und weht?“

„Dann... nun, dann weißt du, was geschieht.“

Der Knabe verstummte. Hier konnte ja nur die Rede von Rettung oder Untergang sein, aber sein Herz lehnte noch nach einer dritten Möglichkeit, nach etwas Unbewußtem, Unbegreiflichem, nach einem Wunder, denn dem aufblühenden Leben ist der Tod etwas Unglaubliches...

Das ungeheure Eisfloß glitt weiter, das Meer rauschte und begann seine Ränder zu zerstören. Stück um Stück barst ab, schwamm mit und rieb sich an den Ranten des großen, auf dem sich die Fischer befanden. Plötzlich wurde ein schmaler, grau-grüner Riß sichtbar, dehnte sich und wuchs und schied die beiden Zubuße, Stuhre und Skapann von den übrigen Gefährten. Von beiden Seiten erschallte Geschrei, die Leute winkten einander mit den Händen zu und liefen wie aufgestörte Ameisen längs den Rändern der Eisstücke hin und her. Der alte

Zubuf wollte ins Wasser springen, der Sohn jedoch hinderte ihn daran und hielt ihn fest. Die Entfernung zwischen beiden Eisstücken wuchs geschwind, und schließlich war an ein Hinüberschwimmen von einem zum andern nicht mehr zu denken.

„Mit denen ist's nun aus,“ sagte Grünthal. „Ohne einen Bissen Nahrung. Schade um den Skapann... Zur Mitte! Mehr zur Mitte! Und laßt uns alle beisammen bleiben!“

Schweigend gehorchten die Fischer und schritten der Mitte des Eisstückes zu.

Nachdem sie stehengeblieben waren, sahen sie in langem Schweigen mit unruhigen Augen dem Gang der Wolken zu, die wie graue Laken am Himmel dahinflatterten, und blickten in den unaufhörlichen Kampf der Wellen, welche die Luft ringsum mit ihrem Zischen und Grollen erfüllten. Langsam löste sich wieder in dieser Eintönigkeit ihre Erstarrung, und hier und da wurden zwischen den Zunächststehenden einige Worte gewechselt.

„Der Skapann,“ sagte Janis zum alten Dauda, seinem Vater, „schade um den Menschen, kaum fünf Monate verheiratet.“

Der Alte seufzte.

„Der alte Zubuf... um den ist's nicht viel... dessen Zeit war um. Ebenso um den Ludis. Aus dem wäre auch nichts mehr geworden... Aber Stuhre, der sparsame ordentliche Mensch... der sein Leben lang ehrlich und schwer... und jetzt... so...“

Der alte Dauda sagte nichts. Was nützte es, sich das Elend anderer auszumalen, wenn man ein ähnliches selbst zu erwarten hatte. Er blickte den Sohn an und seine Lippen zuckten.

„Die Mutter wollte uns heute abend mit gewärmtem Sauerkohl erwarten,“ sagte er. „Aber jetzt wird sie es schon erfahren haben. . .“

Janis nickte bejahend. Der Vater kniff die Augen zusammen und drückte das eine noch mit dem Zeigefinger zu, aber er konnte es dennoch nicht verhindern, daß ein paar Tränen in seinen weißen Bart fielen.

„Ja, sie wird es jetzt schon wissen,“ wiederholte er. „Was wird sie nun sagen, daß wir beide . . . beide . . . Wärest du doch zu Hause geblieben. Von mir rede ich nicht . . . ebenso sie . . . Aber um dich . . . Du warst ihr. . .“

Seine geschwollenen Augen kniffen sich wieder zusammen und seine Nasenflügel bebten.

Janis biß die Zähne zusammen. Nichts erhebt uns und verwundet uns zugleich so sehr, als der Schmerz anderer über unser Schicksal.

„Ach,“ sagte er gepreßt, „noch mußt du nicht so reden, wir werden noch alle glücklich ans Land kommen.“

„Ja, ja, gewiß, ebenso wie jene zehn oder elf damals. Jetzt sind wir ja auch nur noch unserer zehn geblieben.“

Gegen abend rief Grünthal die Gefährten zusammen und fragte, ob sie nicht hungrig seien? Er sprach wieder in demselben zuversichtlichen Tone wie immer, und die ermatteten Herzen der Fischer richteten sich auf an dieser Stimme und empfanden Dankbarkeit gegen den Sprechenden. Skraftinsch antwortete in aller Namen, daß sie allerdings hungrig wären, was jedoch sollten sie essen? Die Fische seien roh und die Pferde noch am Leben.

„Machen wir uns an die Fische,“ sagte Grünthal. „Einen Kessel gibt's nicht. So hab' ich mir denn überlegt, daß man sie in einer Mütze kochen müssen. Ich geb' die meinige dazu her.“

„Im Schurzfell wär' es besser,“ bemerkte Sibilis.

„Ist deines ungefeert?“ fragte Grünthal.

„Nein.“

„Nun, dann müssen wir bei der Mühe bleiben. Zerhauet einen Schlitten und zerkleinert Eis.“

Während diese Anordnung ausgeführt wurde, trat Grünthal zu Salga, der, die Hände zwischen den Knien geklemmt, auf dem Rande seiner Fuhre darsaß.

„Deck' los!“ sagte der Fischer.

Doch Salga gehorchte nicht. Er streckte die Arme nach beiden Seiten aus, als ob er das Fuder beschützen wollte.

„Deck' die Fische los!“ rief Grünthal noch einmal, und zog die Augenbrauen zusammen.

Salga begann mit beiden Händen auf dem Fuder umherzutasten, die faltige gelbe Haut seines Unterleibes zuckte, wobei das Kinn ganz spitz wurde. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen und zuletzt vernahm Grünthal die Worte „den Preis festsetzen“.

Über das rotbraune Gesicht des kräftigen Fischers fuhr es wie eine Flamme.

„Bist du verrückt?“ schrie er auf. „Hast du schon Durst nach Meerwasser? Fort von dem Fuder!“

Salga erhob sich und schlich langsam hinter sein Pferd.

Grünthal öffnete das Fuder, zählte für jeden zwei möglichst gleichmäßig große Fische ab und begann sie aufzuschneiden und auszuweiden.

Als das Feuer mit großer Mühe angemacht war, wurde Grünthals Mühe vorsichtig an den Ohrenklappen über der Flamme gehalten, bis das Eis in dem sonderbaren Kessel geschmolzen war. Dann wurde in die Mühe ein Teil der Fische getan, und als diese halbgar

gekocht waren, ein anderer, bis alle Fische auf diese Weise gesotten waren. Gar kochen durfte man sie nicht, denn das Holz mußte gespart werden.

Darauf wurden die Fische verteilt.

„Dankbar muß man wohl sein,“ sagte Strastinsch leise, „aber die Finger wird sich nach diesem Mahl wohl keiner lecken.“

Die Leute versuchten die Fische zu genießen, doch war das beinahe nicht möglich. Sie schmeckten abscheulich nach dem Tuche der Mühe und waren dazu noch halb roh. Bloß Birkenbaum aß seine Ration auf.

„Ich habe von jeher einen tüchtigen Magen gehabt,“ erklärte er. „Ich könnte Steine schlucken.“

„Wenn das Wasser in den Mund steigt, lernt man schwimmen, wenn der Hunger über uns kommen wird, werden wir essen lernen,“ bemerkte Grünthal und steckte seine Fische in die Tasche.

„Ob man die Fische nicht lieber braten sollte?“ riet jemand. Der Gedanke erwies sich jedoch als unausführbar, weil man mehr Fische auf einmal kochen als braten konnte.

„Ich habe noch ein wenig Brot von heute früh,“ flüsterte der alte Dauda seinem Sohne zu, „komm beiseite, damit ich es dir gebe.“

„Und du selbst?“

„Ich... ich kann noch auskommen.“

„Ich nur selbst, Vater.“

„Nein, nein, ich weiß, du hast Hunger... ein junger Mensch hat mehr Hunger...“ und er zog Janis beiseite und wollte ihm einen halben Schnitt Brot in die Hand drücken.

Allein der Sohn weigerte sich, das Brot zu nehmen.

„Ich doch nur selbst,“ sagte er, und wandte sich wieder den übrigen zu.

Als es zu dämmern begann, ließ Grünthal die beiden Pferde an der Windseite von den übriggebliebenen Schlitten stellen. Dann setzten sich die Fischer auf den Schlitten. So wollten sie die Nacht verbringen.

Und dann wurde es dunkel. Kein Sternlein leuchtete am Himmel, ein scharfer Wind wehte und das Meer heulte und brüllte ringsum.

Kein Auge schloß sich. Sie alle starrten in die Finsternis, die sich wie Blei auf die Schultern senkte.

„Ach, wie ich hungrig bin!“ flüsterte Karlen Birkenbaum zu. „Wenn doch die Fische nicht so widerlich wären.“

„Nichts zu machen,“ versetzte der Bursche.

Nach einer langen Pause hörte er den Knaben schmerzlich aufseufzen.

„Was gibt's?“ fragte er gleichgültig.

„Essen möcht' ich,“ flüsterte der Knabe.

Birkenbaum saß eine Weile da und schlug ungeduldig mit der Hand auf das Knie. Dann erhob er sich und riß den Knaben mit sich empor. Er führte ihn einige Schritte vom Schlitten weg, zog etwas aus dem Busen hervor und drückte es Karlen in die Hand.

„Trinke,“ befahl er, und der Junge öffnete die Flasche und trank.

„Aber erzähl' es keinem,“ sagte Birkenbaum, die Flasche zurücknehmend. „Und nun versuch' aufzubeißen.“

Sie kehrten zum Schlitten zurück und der Knabe aß, wenn auch widerwillig, seine Fische auf.

Und dann regte sich wieder niemand während einer längeren Pause. Die Nacht schlich dahin, das Meer

brüllte, das Eis frachte und der Wind wehte den Geruch des salzigen Wassers über das Eis.

„Birkenbaum, schläfst du?“

„Nein.“

„Ich werde mich ein bißchen auf deinen Schoß niederlegen.“

„Tu es.“

Karlen legte die Hände in Birkenbaums Schoß und beugte sich auf dieselben nieder. Nach einer Weile fühlte der Bursche, wie kalt die Hände des Knaben waren. Er zog seinen Handschuh ab und nahm in seine warme, lebensvolle Hand die erstarrten, mageren Finger des Knaben. Langsam erwarnten sie, und dann strömte die Wärme vom Knaben zum Burschen und von dem Burschen zum Knaben.

Karlen war eingeschlafen.

Doch das ruhige Atmen des Jungen, das er zwar nicht hörte, sondern aus der gleichmäßigen Bewegung der Brust bloß fühlte, und die Wärme seiner Finger erinnerte ihn an Nächte, die nichts Gemeinsames hatten mit der Ruhe dieses Knaben.

So war es denn nun mit allem aus. Niemals mehr würde er mit heißem klopfenden Herzen und offenen Augen im Bett daliegen und warten, bis alle eingeschlafen sind, um sich dann unhörbar zu erheben und mit vorsichtigem Fuß über den kühlen Lehmbooden in die andere Zimmerecke zu schleichen. . . Niemals mehr würde er die angelehnte Kletentür öffnen, niemals mehr langgestreckt daliegen im Schatten eines halbfertigen Heuschobers und mit sonnenverbrannten Fingern spielen. . . Wie war das nur geschehen! Wie war er hierher geraten? Er hatte doch dort fern in den Erlaaschen Bergen das

Bieh gehütet, hatte dort lange Jahre gelebt, getrunken, getollt, Theater gespielt, war wie zum Scherz für eine Dummheit auf vierundzwanzig Stunden ins Loch gesteckt worden und nun. . . nun saß er auf einem Fischerschlitten, das Meer umtoste ihn und er fuhr in den Tod. Das war doch unmöglich! Solche Ereignisse passierten bloß in Märchen, bloß im Traum. Dies war einer jener fürchterlichen Träume, welche so lebhaft und deutlich wie das Leben selbst sind. Wenn er doch nur erwachen könnte! Erwachen! Welch ein Unsinn! Er wußte es ganz gut, daß er nicht träumte. Dieses Eis, diese bittersalzige Meeresluft, dieses Brausen, alles, alles war Wirklichkeit; ihn hungerte wirklich und er mußte wirklich sterben — mußte verhungern oder ins Wasser stürzen, ins Dunkel, in den Abgrund, zusammen mit diesem Knaben und Grünthal und allen den übrigen frischen und gesunden Menschen. . . Ein kalter Schauer durchschüttelte den Burschen und sein Mund wurde trocken und hart. Nein, das konnte nicht geschehen! Solche Schrecknisse ereigneten sich in fremden Ländern, irgendwo in der Ferne, und man erzählte und schrieb von ihnen als von etwas Alltäglichem und Notwendigem, aber selbst erlebte man doch so etwas nicht! Birkenbaum war sich dessen immer bewußt gewesen, daß er ungefährdet durchs Leben gehen werde. Wenn irgendwo jemand sich die Hand zerschnitten, mit der Axt in den Fuß gehauen hatte, von einer Maschine zermalmt worden oder ertrunken war, dann hatte der Bursche immer das sichere Gefühl gehabt, daß ihn dergleichen Unfälle niemals treffen würden. Und nun saß er auf einem krachenden und berstenden Eisstück und ringsum waren Nacht und Tod. . . Ah, dieser Salga! Wenn der sich ihm nicht aufgedrängt hätte! Dann hätte

es ihn vielleicht wieder zurück zur Heimat geführt, er schliefe in einer warmen Stube, und der Wirt, mit einem kleinen Lämpchen in der Hand, träte aus seiner Stube und weckte ihn jetzt, damit er die Pferde füttere.

Der Bursche erbehte und drückte unwillkürlich die Finger des Knaben so fest, daß dieser zu zucken begann. Birkenbaum faßte sich, ließ Karstens Finger los und legte wie beruhigend seine andere Hand auf dessen Nacken. Seine Erregung ließ allmählich nach. Noch war ja Hoffnung vorhanden, noch gab es Nahrung, noch konnte sich, wer weiß, was ereignen!

Doch während die Nacht mit unendlicher Langsamkeit dahinschwand, wuchs seine Verzweiflung von neuem. Das Verlangen, noch zu leben, bäumte sich auf gegen die Vorstellung einer plötzlichen unnatürlichen Vernichtung, bis im Osten der erste Morgenschimmer sichtbar wurde und der Bursche mit gesenktem Kopf ein wenig einnickte. Zitternd wachte er auf. Die anderen hatten sich schon vom Schlitten erhoben, standen da und blickten auf das Meer hinaus. Es war unangenehm kalt. Karlen zitterte auch, doch schlummerte er noch immer fort. Birkenbaum wollte ihn nicht wecken und blieb sitzen, bis er erwachte. Dann erhoben sich auch die beiden und blickten ringsumher.

Dasselbe gestrige Bild der Hoffnungslosigkeit: graue Wellen mit weißen Schaumkronen und oben graue Wolken. Das Eisfloß war kleiner und runder geworden, an der Windseite schaukelten am Rande und rieben sich unaufhörlich grünliche Klöße. Die Gesichter der Fischer sahen alle viel älter aus als gestern, und in aller Augen lag jener gequälte Ausdruck, der da entsteht, wenn der Mensch von Gespenstern heimgesucht wird, die an seinem Herzblut saugen.

Als Strastinsch einige Worte mit Janis, mit dem er befreundet war, gewechselt und Karlen wehmütig auf die Schulter geklopft hatte, trat er auf Grünthal zu. Sowohl er, als auch die übrigen betrachteten ihn als das Haupt der Leidensgenossenschaft.

„Wie wird's mit dem Frühstück sein?“ fragte er.

„Wir nehmen wieder Fische,“ antwortete Grünthal.

„Wer will, mag sie roh essen, für die übrigen werden wir sie wieder halbgar kochen, solange das Holz reicht!“

Es wurde wieder Feuer angemacht und die Fische in derselben Weise wie am Abend gekocht. Mit Widerwillen aßen die Fischer. Birkenbaum führte wiederum den Knaben beiseite, und beide tranken.

„Du bist mir wie ein Bruder,“ sagte der Junge.

„Ach was... das ist doch nichts. Du bist ein braver Junge. Ich würde aus dir einen tüchtigen Gesellen machen.“

„Weißt du, wenn wir ans Land kommen, dann... dann wollen wir uns gut vertragen.“

„Gut, gut, jawohl.“

Als sie sich wieder zu den übrigen gesellt hatten, befahl Grünthal, daß Birkenbaum einen Fischerhaken recht fest an eine Fehmerstange binde; man müsse eine Notflagge aufrichten. Ob nicht jemand ein rotes Tuch besitze? Es erwies sich, daß ein solches nicht vorhanden war, dagegen hatten vier Mann rote Hemden an: Grünthal, Janis, Dauda und Strastinsch.

„Wie steht's, Strastinsch, mit deinem Hemde?“ fragte Grünthal. „Gibst du's für die Flagge her?“

„Wenn ich's muß, so tu ich's,“ antwortete wehmütig der Fischer. „Aber ohne Hemd werd' ich wohl frieren. Ich bin so'n verfrorener Mensch. Ich weiß, daß ich schon

jetzt mit all dem Hemde blaue Lippen habe. Aber wenn gegeben werden muß, dann... sag' ich auch nichts."

Aller Augen wandten sich dem Sprecher zu, dessen Lippen tatsächlich bläulich waren. Aber Grünthals Züge huschte der Schatten eines Lächelns.

"Nun, wir werden versuchen, auch ohne dich auszukommen," sagte er. "Ich bin's zufrieden, mit Janis zu lösen, wer von uns sein Hemd hergeben soll."

"Ich bin's auch," bemerkte Janis.

Grünthal zog aus dem Busen ein Notizbuch, riß ein Blatt heraus und machte daraus zwei Lose, nachdem er in eins derselben ein Kreuz eingezeichnet hatte. "Das Kreuz bedeutet das Hemd," sagte er und hielt Janis beide Lose auf der Handfläche entgegen.

Janis ergriff ein Los — er hatte das Blättchen mit dem Kreuz gezogen.

"Stellt euch an der Windseite zusammen auf," sagte er, warf schnell den Pelz, den Rock, die Weste ab, einen Augenblick schimmerten seine sehnigen Arme und seine weiße Brust vor ihren Blicken, und dann stand er wieder da im Pelz wie alle übrigen.

"Es war wie ein Sprung in kaltes Wasser," bemerkte er.

Das Hemd wurde an der Spitze des Hafens befestigt und in die Höhe gehoben. Die Fischer wollten eine Vertiefung ins Eis hauen, das Ende der Fehmerstange in dieselbe stellen und letztere an der vorderen Krümmung der Schlittensohlen festbinden, damit die Flagge nicht gehalten zu werden brauchte. Grünthal jedoch, der die verzweifelten Leute auf irgendeine Weise beschäftigen wollte, widersetzte sich dem und bestimmte, daß die Stange der Reihe nach von je zweien aufrecht erhalten werden müsse.

Als Birkenbaum an die Reihe kam, wollte er allein die festgesetzte Zeit bei der Stange verbringen, Karlen jedoch ließ das nicht zu, ergriff die Stange und half seinerseits das vom Wind hin und her gepeitschte Notzeichen in die Höhe zu halten.

„Ich hab' Durst,“ klagte der Knabe.

„Meinst du, ich hätt' ihn nicht? Schlud' Eis, sauge Eis.“

„Schlud' und sauge! Was soll ich schlucken, was saugen, wenn mir der Mund schon wie ausgebrüht ist? Wie lange werden wir's so aushalten können?“

„Ja, das weiß Gott, das hat wohl noch niemand von uns zu erfahren versucht.“

„Ach, wenn bloß ein Tropfen da wäre, um ordentlich zu trinken.“

„Plärre nicht,“ sagte Birkenbaum.

„Ja, du bist groß, aber wenn du so wärst wie ich, dann würdest du nicht so reden.“

Der Bursche entsann sich der vergangenen Nacht und wurde wieder freundlicher.

„Nun ja, es ist ja schwer, es ist ja schwer, aber was soll man machen,“ sagte er.

„Ich habe von jeher kalte Speisen und Getränke nicht vertragen können,“ fuhr Karlen fort zu klagen.

„Und jetzt muß ich reines Eis schlucken... Unterhalb der Rippen, an der linken Seite, schmerzt es mich so sehr, so sehr. Manchmal sticht es wie mit einem Spieß.“

„Ja, da bin ich glücklicher, mir hat das Eiswasser noch nicht geschadet.“

Aber nachher begann auch Strastinsch, ähnlich dem Knaben, zu klagen, und die Fischer wurden unruhig über dieses neue drohende Ungemach, an das die meisten von ihnen nicht gedacht hatten.

Grünthal bemühte sich wiederum die Gefährten zu beruhigen.

„Noch haben wir ja zwei Pferde,“ sagte er. „In denen ist noch genug warmen Saftes, wenn ihn jemand nötig haben sollte.“

„Blut trinken!“ rief Sihilis aus.

„Ein süßiges, salzig-süßes Getränk,“ erklärte Birkenbaum ruhig. „Ich habe Blut getrunken.“

Auf den Gesichtern der Fischer erschienen gleichzeitig Verlangen und Ekel, Verlangen nach einer warmen Flüssigkeit und der anezogene Ekel gegen das Blut.

„Wir sind noch nicht genug ausgehungert,“ versetzte Grünthal, die Gefährten betrachtend. „Wir wollen die Birken dann anbohren, wenn ihr Saft uns angenehm erscheinen wird.“

Als wieder Birkenbaums und Karlens Reihe da war, an der Stange zu stehen, fragte der Knabe, nachdem sie eine geraume Weile geschwiegen hatten:

„Birkenbaum, du hast wahrscheinlich wohl schon viel erlebt?“

„Denkst du deshalb, weil ich Blut getrunken habe? Das hättest du auch schon erleben können. Ich war damals in deinem Alter. Wir schlachteten ein Kalb... ich war damals ein toller Jung...“

„So. Und wie alt warst du, als du anfingst...“

„Zu trinken? Brantwein zu trinken?“

„Rein... Nichts, gar nichts... Sag' mal, was würde dir am meisten leid tun, wenn wir nun nicht mehr ans Land kämen?“

„Was? Das ganze Leben würde mir leid tun.“

„Das tut einem jeden leid. Aber ich meine etwas Besonderes. Die Mutter, der Bruder, die Braut oder irgend etwas.“

„Ich habe nichts Besonderes. Ich denk' nur, daß ich noch viele Jahre so hätte leben können, wie bisher, und dann bedaure ich das Leben oder mich selbst — ich weiß es nicht recht.“

„Ja, mich selbst... mir ist's auch so. Aber mir tut es besonders um eine Sache leid. Ich habe bisher immer so gedacht, wer weiß, wie es dann ist... und ich habe immer stärker gewünscht, zu erfahren, wie es dann ist, wenn so... zwei... ach, Birkenbaum, wär' ich doch du!“

Er sah den Burschen an und in seinen Augen brannte die schmerzliche Flamme ungestillter Sehnsucht.

„Das ist einerlei,“ stieß Birkenbaum kurz hervor, in seinen schamhaftesten Gefühlen eigentümlich berührt. „Das ist alles eins. Du bedauerst das, ich das... Eh, Unsinn!“

Ihre Frist war um und an die Stange trat ein anderes Paar.

Gegen abend erhielt ein jeder wieder seine Ration Fische und dann senkte sich auf die Unglücklichen von neuem die lange Nacht mit ihren Bildern von warmen Stuben, in denen helle Lämpchen brannten, von bleichen Frauen, gerungenen Händen, verweinten Augen.

Auch Karlen, obwohl er es sich abermals auf Birkenbaums Schoß bequem machte, schlief wenig und unruhig.

Am Morgen des dritten Tages gab es kein Holz mehr. Aber niemand dachte auch mehr daran, die Fische zu kochen. Mit gierigen Augen sahen alle dem Verteilen zu, neidisch, daß nicht jemand einen größeren Fisch bekomme.

„Hast du nichts mehr in der Flasche?“ fragte Karlen, indem er Birkenbaum beiseite führte.

„Nein, nichts!“

„Aber es war doch noch ziemlich viel darin.“

„Das hab ich gestern abend ausgetrunken.“

„Ausgetrunken?“

„Ja. Ich bekam so ein... so einen...“

„Und gabst mir nichts?“

„Mußte ich denn das? Hatt' ich dir denn das versprochen?“

„Versprochen!... Aber du siehst doch, daß es mir schlechter geht als dir.“

„Aber das war meine Flasche. Und schlimm geht es mir auch. Dant' Gott, daß du überhaupt was bekamst. Ein anderer an meiner Stelle — —“

„Ach, so einer bist du!“

„Was für einer denn?“

„Ach, geh... es war noch so viel... es genügte noch für uns beide bis morgen, übermorgen,“ rief der Knabe erbittert aus. „Und nun hat er alles allein vertan!“

„Sieh mal!“ versetzte Birkenbaum, in Zorn geratend. „Er wird mich schelten! So'n Knirps! Daß du nur nicht noch eins aufs Maul kriegst!“

„Daß du nicht selbst kriegst!“ rief der Junge mit mühsam zurückgehaltenen Tränen aus, und warf Birkenbaum haßerfüllte Blicke zu. „Säufer!“

Birkenbaum trat ganz dicht an den Knaben heran, sah ihm fest in die Augen und versetzte ihm einen kräftigen Schlag auf die Lippen.

„Jetzt wirst du deinen Mund halten,“ sagte er.

Das Gesicht des Knaben verzerrte sich vor Wut. Er ergriff die Hand des Burschen und versuchte sie zu beißen.

Doch Birkenbaum befreite sie mit einem Ruck und preßte die Arme des Knaben wie mit Zangen zusammen.

Karlens gelbliche Zähne bißen sich in seine bleiche Unterlippe ein, und er versuchte Birkenbaum mit den Füßen zu stoßen; allein der Bursche zog ihn so fest an sich, daß ihm das nicht gelang. Plötzlich merkte Birkenbaum, daß der Junge schlaff wurde. Er ließ ihn los, und Karlen wäre hingestürzt, wenn er ihn nicht aufs neue schnell an den Händen ergriffen hätte. Eine Weile ruhte Karlens Kopf wie tot an der Brust des Burschen.

„Karlen, Karlen, was ist dir?“ fragte er.

„Trinken,“ flüsterte der Knabe. „Gebt mir zu trinken.“

Birkenbaum führte den Knaben zum Schlitten und trat dann zu Grünthal mit der Frage, ob nicht einem Pferde das Blut abgelassen werden sollte? Der Junge sei vollständig erschlaft.

„Darüber müssen wir uns mit den andern beraten,“ antwortete Grünthal. „Des Jungen wegen allein dürfen wir das Pferd noch nicht schlachten.“

Er rief die Fischer zusammen und es wurde beschlossen, noch abzuwarten.

Grünthal machte Birkenbaum gegenüber eine bedauernde Handbewegung, und das Häuflein löste sich wieder.

Birkenbaum, an dessen Seite bisher fast beständig Karlen sich befunden hatte, blieb allein.

Er trat auf den schweigsamen Gurlum zu und sprach ein paar Worte; allein der Fischer sah ihn bloß an und erwiderte nichts. Er wandte sich zu Skraftinsch, dieser sah ihn mit eingefallenen Augen wehmütig an, sagte: „Nun, Birkenbaum? Siehst du, Birkenbaum...“ schüttelte den Kopf und wandte sich ab. Er gesellte sich zu

den Daudas. Die sprachen über die Mutter, ihre Einsamkeit und über die mögliche Rettung. Er stand eine Weile bei ihnen, sie sprachen weiter, ohne den Burschen zu beachten. Er ging weiter. Gulbis und Esihlis sahen zu, wie Salga die Matte auseinanderzupfte und mit dem Bast sein Pferd fütterte. Dieser Gruppe wollte Birkenbaum sich nicht nähern. Er haßte Salga und dessen Affenblick. Er wandte sich zu Grünthal, welcher augenblicklich allein bei der Stange stand. Aber ohne stehen-zubleiben ging er an ihm vorüber. Dieser stattliche Fischer besaß etwas, das Birkenbaum fehlte, und das ihn wie mit unsichtbarer Hand niederdrückte und zu geheimem Widerstand reizte. Er schritt wieder auf den Schlitten zu, auf dem Karlen zusammengesunken dasaß und mit weit offenen Augen in die Ferne starrte. Birkenbaum ging an ihm einmal langsam vorüber, ein zweites Mal — der Knabe saß da mit starren Blicken und geöffneten Lippen und schien den Burschen nicht zu bemerken. Schließlich setzte sich Birkenbaum neben ihn auf den Schlitten.

Aber auch das beachtete der Knabe nicht. Nachdem er so lange Zeit gegessen, erhob sich Birkenbaum wieder. Soeben war auch wieder an ihm die Reihe, an der Stange zu stehen.

Verstimmt stand er seine Zeit da, keiner trat auf ihn zu, keiner bemerkte ihn. Nachdem er die Stange strastinsch und Gulbis übergeben, ging er bis an den Rand des Eisstückes. Wenn das Stück, auf dem er stand, abbrach, was war dann dabei Großes? Sterben mußte er sowieso eines solchen Todes, — früher oder später mußte er ins Meer stürzen, wenn das Eis in Trümmer barst. Um wie vieles kleiner die riesige Fläche bereits geworden war! Und mit welchem rastlosen Eifer

die losgebrochenen Blöcke gegeneinander und gegen das Floß der Fischer rieben! Und dort weiter — mit welcher Eier versuchten die Wogen all diese grünlichen, tellerförmigen Blöcke und Schollen zu überspringen, um ihre fiodigen Kronen den Fischern zu Füßen zu werfen...

Birkenbaum umging, ohne im geringsten auf die gefährlichen Risse zu achten, das Eisstück ganz und kehrte dann wieder zu dem Schlitten zurück. Der Junge hatte sich noch immer nicht von der Stelle gerührt. Seine breiten Lippen waren bläulich, seine schmale Stirn, von der die Mütze zum Nacken verschoben war, glänzte in gelblicher Blässe.

Birkenbaum setzte sich ihm wieder zur Seite.

„Karlen!“

Der Knabe tat, als ob er nicht hörte.

„Zu trinken gibt's nicht,“ fuhr der Bursche fort. „Nur Eis ist da. Aber wenn du willst, so werde ich ein Stückchen solange in den Händen halten, bis es ausgeschmolzen und das Wasser lau geworden sein wird. Wenn du es aber nicht mehr aushalten kannst... hör' doch mal zu... wenn du es nicht länger ertragen kannst... so... ich... schneid' mich in die Hand.“

Karlen zuckte zusammen, schüttelte sich und warf dann einen verlangenden Blick auf Birkenbaums Hände.

Eine Sekunde später hielt der Bursche seine Linke an des Knaben Munde.

Der Junge ergriff Birkenbaums Hand, versuchte sie wegzustoßen, beruhigte sich und sog...

Dann riß sich der Bursche das Tüchlein vom Halse und umwickelte damit die Hand unterhalb des Daumens.

Als Grünthal am Abend die Fische verteilt hatte, zog ein kleines Wölkchen auf, und es fielen feine Floeden

nieder. Danach legte sich der Wind und das Wetter klärte sich auf. Freundlich leuchteten am Himmel die Sterne, blaß schimmerte die Milchstraße. Aber keiner der Unglücklichen hob den Blick zur Höhe. In dumpfer Gleichgültigkeit verbrachten sie die Nacht.

Mit dem neuen Morgen ging ihnen eine neue Hoffnung auf, denn das Wetter blieb klar und ruhig. Nun würde ihr Rotzeichen von einem vorüberfahrenden Schiff vielleicht eher bemerkt werden.

Allein der Tag verrann und die Hoffnung erfüllte sich nicht.

Am Abend verkündigte Grünthal, daß der Fischvorrat nur noch für zwei Tage reiche. Ob man heute abend nicht bloß einen Fisch an einen jeden verteilen sollte, damit man länger auskomme?

Es möge heute abend noch beim Alten bleiben, beschloß die Mehrheit, und Grünthal verteilte die gewohnte Anzahl.

Als das Rot im Westen zu verblassen begann, erhob der alte Dauda feierlich seine Stimme und fragte, ob die Fischer nicht mit ihm zusammen beten wollten? Schweigend blickten die Leute einander an und stellten sich dann um den Greis, welcher in unbeholfener Weise ein langes, herzliches Gebet sprach und zuletzt auf die Knie sank. Die übrigen folgten seinem Beispiel, und dann zitterte es von aller Lippen: „Vater unser, der du bist im Himmel...“

Still setzten sie sich dann auf den Schlitten und wurden bald von der Dunkelheit eingehüllt. Die Wasserrauschten näher und das Eis hob und senkte sich in beängstigender Weise.

Karlen hatte sich an Birkenbaum gelehnt.

„Nun ist alles aus, Birkenbaum? Ja?“

„Wahrscheinlich,“ antwortete der Bursche.

„Du wirst es länger aushalten, als ich.“

„Wahrscheinlich.“

„Ach, wenn doch nur nicht alles so langsam ginge... Die, welche sterben werden, wird man doch ins Meer werfen?“

„Wahrscheinlich.“

„Dann versenke du mich... Ach, wenn nur alles nicht so langsam ginge... Binde mir auch was um das Gesicht... Ach, lieber Birkenbaum, ach, Birkenbaum!“

Der Knabe umfing den Arm des Burschen, drückte seinen Kopf an seine Schulter und schluchzte.

Birkenbaum schwieg.

Am Morgen des fünften Tages glaubte Grünthal fern am Horizont Rauch bemerkt zu haben. Mit der größten Aufmerksamkeit blickten alle nach der bezeichneten Stelle. Man sah dort ein längliches Wölkchen, das immer deutlicher wurde, und zuletzt konnte man nicht mehr zweifeln, daß es der Rauch eines vorüberfahrenden Dampfers war.

„Hebet die Fahne höher! Lasset sie wehen!“ schrien die Fischer durcheinander und alle drängten sich um die Stange.

Das Rauchwölkchen wuchs und die bleichen Gesichter der Fischer belebten sich wieder, ihre Augen funkelten. Selbst dem stummen Gurlum löste sich die Zunge zu einigen Freudenworten.

Der alte Dauda weinte.

Eine geraume Weile blieb das Wölkchen gleichmäßig groß. Regungslos starrten die Fischer nach ihm hin, beinahe ohne mit den Augen zu zwinkern.

Dann jedoch wurden ihre Blicke immer starrer, immer schauerlicher. Das Wölkchen fing an zu schwinden! Das Dampfschiff näherte sich ihnen nicht, es sah sie nicht oder wollte sie nicht bemerken! Es fuhr an ihnen vorüber!

Wie der Schatten der Nacht senkte es sich auf die Gesichter der Fischer nieder. Die Fahnenhalter ließen die Stange los, sie fiel um, und Salga trat das rote Hemd mit Füßen und biß in den Armel seines Pelzes. Der arme Skrastinsch war auf den Schlitten gesunken, murmelte dort unverständliche Worte und lachte. Karlen hielt Birkenbaum fest umschlungen und Grünthal stand da und starrte noch immer nach der Stelle, wo das Rauchwölkchen verschwunden war.

Plötzlich schrie Janis auf.

„Ein Boot, ein Boot!“ rief er.

Alle wandten sich dem Burschen zu, der mit den Händen freudig winkte. Von allen unbemerkt, war von der entgegengesetzten Seite ein Boot bereits so nahe herangefahren, daß man unterscheiden konnte, wieviel Menschen in demselben saßen. Es waren im ganzen sieben. Zwei ruderten, einer steuerte und vier Mann saßen untätig da.

Der alte Dauda faltete die Hände und hob sie gen Himmel.

„Birkenbaum! Birkenbaum!“ schluchzte der Knabe.

Als das Boot so nahe herangekommen war, daß man die Gesichter unterscheiden konnte, sahen die Fischer, daß es drei Fremde und Stuhre, Skapann und die beiden Zubuks waren, alle vier glichen eher Leichen als lebendigen Menschen.

Die Fischer eilten dem Boot entgegen. Nach mancherlei Mühen gelang es einem der Ruderer, auf das Eisstück zu steigen.

Er grüßte und sagte etwas, doch keiner verstand ihn, denn er sprach nicht lettisch. Zulezt gelang es Grünthal mit Hilfe der Zeichensprache soviel zu erfahren, daß das Boot nicht mehr als sieben Personen aufnehmen könne.

Bloß sieben! Und ihrer waren zehn! Wer sollte gerettet werden, wer sollte zurückbleiben? Einen Augenblick standen alle fassungslos da, dann begann Salga sich dem Boot zu nähern.

„Man muß einsteigen,“ sagte er, „wer dann zurückbleibt, bleibt zurück.“

Aber Grünthal ergriff ihn bei der Hand und riß ihn zurück.

„Bleib. Das wäre...! Wir müssen wieder losen. Ihr alle seid doch einverstanden?“

„Versuchen wir es doch zuerst, uns alle in das Boot hineinzusetzen,“ sagte Strastinsch, „sieht man dann, daß es so viele nicht tragen kann, dann ist noch Zeit zum Losen.“

Alein der Fremde war damit nicht einverstanden. Er zeigte, daß dann eine Rauferei entstehen und das Boot kentern könnte.

„Nun, so laßt uns losen,“ sprach Grünthal. Stellt euch nach dem Alter auf. Dauda, Salga, Gurlum, Strastinsch, Ssihlis — so ist's doch wohl richtig?... Ja?... Wer folgt dann? Janis?... Gut. Und dann? Gulbis und Birkenbaum? Ja... Karlen und ich, wir bleiben die letzten.“

Er riß wieder einige Blätter aus dem Notizbuch, machte daraus zehn gleichmäßige Blättchen, kennzeichnete drei davon durch Bleifederkreuzchen und rollte die Lose zusammen.

„Wer die Kreuzchen zieht, der bleibt zurück.“

Er legte die Lose in seine Mütze und näherte sich dem alten Dauda. Der Alte wickelte sein Blättchen los: es war leer. Mit zitternder Hand griff Salga in die Mütze. Er erfaßte ein Los, dann ein zweites und wickelte zuletzt das dritte los. Es war leer. Gurlum hatte das gleiche Glück. Skraftinsch bekreuzte sich freilich und zog dann sein Los. Leer... Ssihlis' Hand zitterte so heftig, daß er kaum sein Blättchen loswickeln konnte. Gerettet... Mit sicherer Hand griff Janis in die Mütze und zog das erste Kreuzchen. Gulbis teilte das Glück der übrigen. In der Mütze blieb nur noch ein reines Los neben zwei Kreuzchen. Die Lippen aufeinandergepreßt hielt Grünthal Birkenbaum die Mütze hin. Mit stoßendem Atem sah der Bursche einen Augenblick in dieselbe, ergriff dann schnell ein Los und rollte es auf. Er hatte das letzte unbezeichnete Blättchen gezogen.

Grünthal stülpte die Mütze um und ließ die übriggebliebenen Lose aufs Eis fallen.

„Wir brauchen nicht zu lösen, Karlen,“ sagte er. „Nun, so gehet!“

Hastig bestiegen Salga und Gurlum das Boot. Ihnen folgten Gulbis und Ssihlis. Skraftinsch trat zu Grünthal heran und drückte ihm die Hand.

„Grüß' meine Frau,“ sagte Grünthal.

Auch Birkenbaum verabschiedete sich von ihm, ebenso von Janis. Dann wandte er sich zu Karlen, der wie erstarrt dastand und auf das Boot schaute.

Birkenbaums Gesicht überflog ein Schatten. Er ergriff die Hand des Knaben und drückte seine mageren, kalten Finger. Der Knabe erwiderte den Druck nicht, und als der Bursche die Hand wieder losließ, fiel sie wie tot an Karlens Seite nieder. Nachdem er einige Schritte

vorwärts getan, blieb Birkenbaum plötzlich stehen, warf dem Knaben einen eigentümlichen Blick zu, schien mit sich zu kämpfen und stieg dann langsam in das Boot.

Dauda und Janis waren beiseite getreten; der Greis konnte sich augenscheinlich vom Sohne nicht trennen.

„Es ist Zeit, Vater Dauda,“ trieb Grünthal den Alten an.

„Ich bleibe,“ sagte der Greis.

„Ich gehe nicht! Um keinen Preis!“ rief Janis.

„Du wirst! Geh! Du wirst mir eher nachfahren, als ich dir. Ich werde warten. Geh! Geh!“

„Vater!“

„Geh!... Der Mutter Grüße vom Alten. Und komm und hole mich. Geh, steig ein!“

„Niemals! Ich kann nicht. Ich werde nicht!“

Doch der alte Dauda drängte Janis zum Boot, das er zuletzt zögernd bestieg.

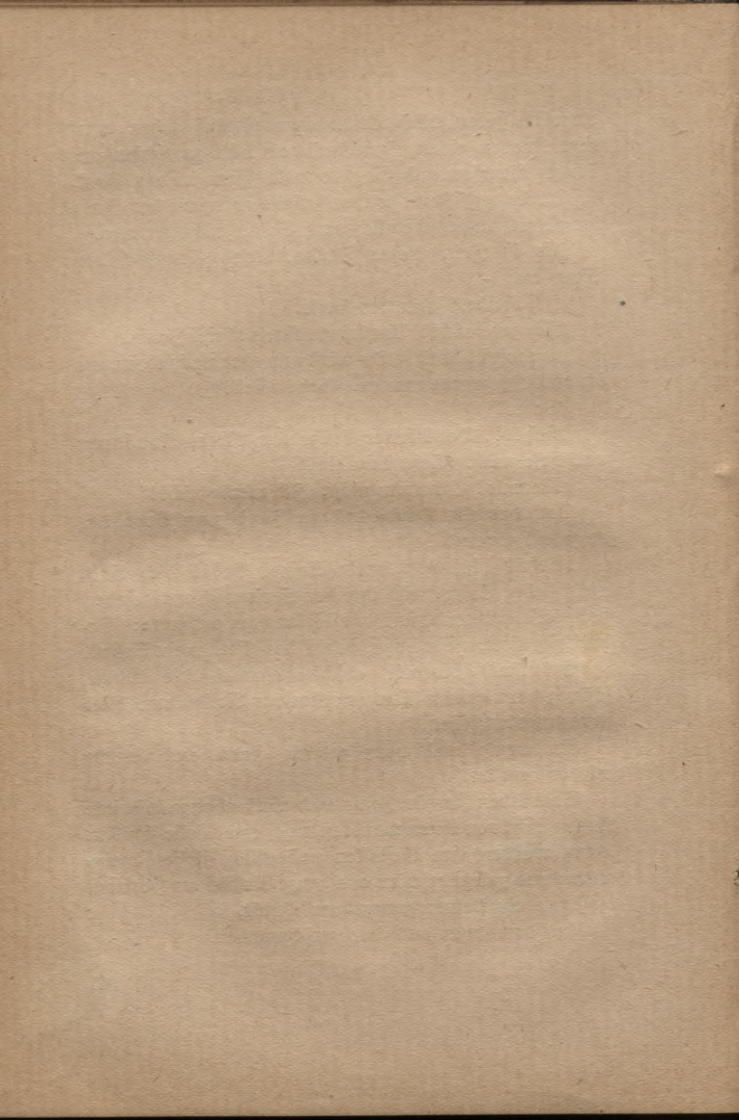
„Behüt' dich Gott, mein Sohn! Behüt' dich Gott, mein lieber Sohn!“ rief ihm der Greis nach und wiederholte leise, während das Boot sich langsam entfernte: „Behüt' dich Gott, mein Sohn, behüt' dich Gott, mein Sohn!“

Grünthal schwenkte abschiednehmend die Mütze, schlang dann seinen Arm um Karlens Nacken und blieb so regungslos stehen.

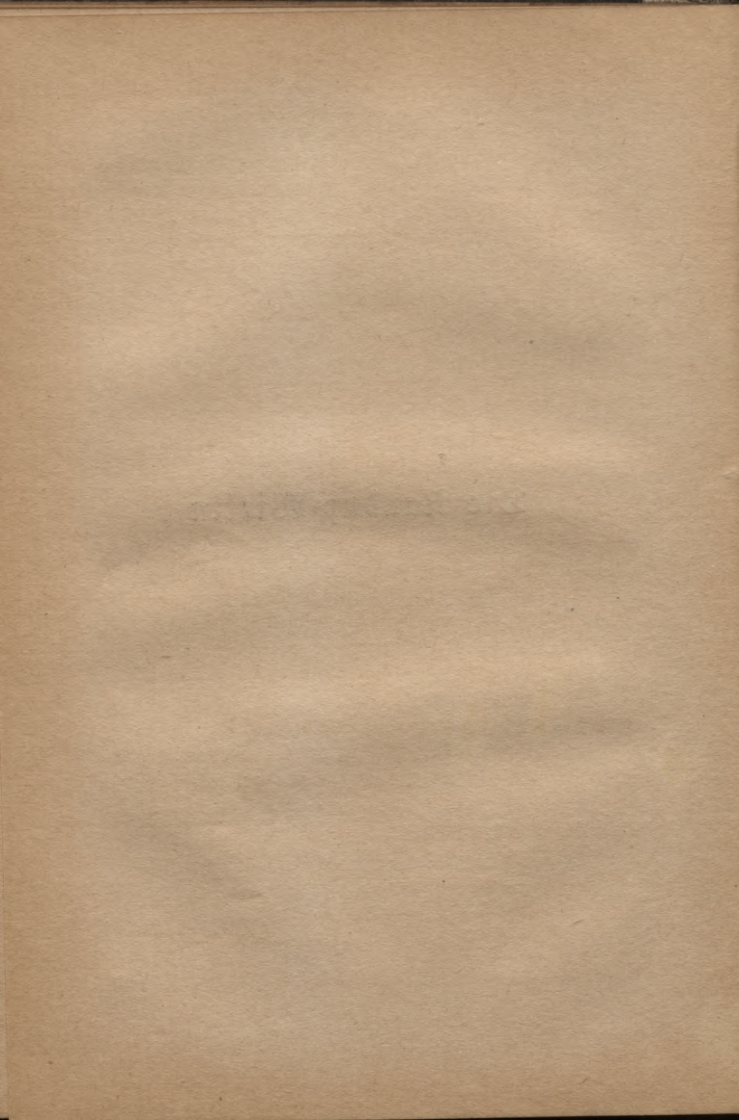
Ein wenig nach vorn gebückt, stand auch Dauda wie erstarrt da.

So blieben sie für Janis und Birkenbaum, die ihre Augen nicht von ihnen wandten, noch eine Weile sichtbar. Dann wurden ihre Gestalten undeutlich, flossen ineinander, und zuletzt erschien das ganze Eisstück am Horizont bloß wie ein kleiner grau-grüner Punkt.

Und dann war auch der verschwunden.



Die Raudup=Wirtin



Trauergeklächel vom hohen Kirchturme, Trauergeklächel auf dem Friedhofe, eine Menge trauriger Gesichter um ein offenes Grab, im Grabe ein prächtiger schwarzer Sarg, ein schöner Blumenkranz auf dem Sarge, aber Tränen — keine...

Wen bettet man heute zur ewigen Ruhe?

Den reichen Raudup-Wirten.

„Unser Leben währt siebenzig Jahr, und wenn es hochkommt, so sind es achtzig Jahr, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“... also beginnt der Prediger mit feierlicher Stimme und hält über diese Worte des Mannes Gottes eine ergreifende Rede. Er erzählt von dem Verbliebenen, daß auch sein Leben Mühe und Arbeit gewesen, er erzählt von seinem langjährigen Siechtum, erzählt, mit welcher echt christlichen Geduld er alles ertragen. Er spricht von irdischen Gütern, und daß der Verstorbene deren vollauf besessen, sein Herz jedoch nicht allzusehr an denselben gehangen, sondern nach den Gütern sich gesehnt habe, welche die Motten und der Rost nicht zu fressen und die Diebe nicht zu stehlen vermögen... Er redet endlich von der hinterbliebenen siechen Waise, von dem zerschlagenen Herzen der Witwe und ruft den an, der trocknen kann aller Verlassenen Tränen...

Und die Witwe mit dem zerschlagenen Herzen be-

deckt ihr Gesicht mit einem weißen Tüchlein — damit niemand sehe, daß sie keine Tränen hat, die abzutrocknen wären. Die hinterbliebene sieche Waise jedoch sitzt am Grabesrand und sieht mit halbängstlichen, halbneugierigen Blicken auf den Sarg und denkt und denkt und kann es nicht verstehen, weshalb man den Vater so tief in die Erde bette...

Die Worte des letzten Segens verklingen, der Prediger verläßt das Grab.

Vier Burschen ergreifen die mitgebrachten Spaten und nähern sich der Gruft.

Einer beugt sich zu dem Ohr der kleinen Waise nieder und flüstert ihr zu:

„Kleiner Matths, wirf nun dem Vater drei Handvoll Sand nach und sieh dir noch einmal den Sarg an, du siehst ihn zum letztenmal.“

Das Kind gehorcht und wirft gleichgültig die drei Handvoll Sand ins Grab. Dann steckt der Bursche den Spaten in die Erde, hebt das Kind in die Höhe, trägt es aus der Mitte der Beerdigungsgäste und setzt es auf einen in der Nähe befindlichen Grabhügel nieder.

„Sitz hier, kleiner Matths, während wir den Vater begraben.“

Das Kind, welches sich seiner schwachen Füße wegen gern tragen läßt, schaut den Burschen an und sagt:

„Kahrl!“

„Nun?“

„Bleibe bei mir.“

„Ich kann nicht, ich habe jetzt keine Zeit, aber ich werde gleich wieder bei dir sein,“ antwortet der Bursche und will gehen. Jedoch das Kind läßt ihn nicht. Da kommt die Raudup-Wirtin herzu.

„Geh nur,“ sagt sie, „ich bleibe bei dem Kinde.“

Rahrl entfernt sich und ergreift seinen Spaten.

Dumpf erdröhnt der prächtige Sarg unter der niederfallenden Erde. Der Kranz zerreißt und verschwindet, das Grab füllt sich langsam, die Beerdigungsgäste singen. Der kleine Matihls fängt an zu weinen.

„Wo ist Rahrl?“ fragt er. „Ich will Rahrl haben.“

Die Mutter will ihn beruhigen und gibt ihm Bonbons.

„Ich will deine Bonbons nicht haben; geh fort, ich will Rahrl haben!“ sagt das Kind, trotzig werdend. Rahrl tritt hinzu.

Der kleine Matihls ergreift seine Hand, Rahrl muß sich neben ihn setzen. So sitzen sie da unter dem großen bemooften Holzkreuz: die Raudup-Wirtin, der kleine Matihls, Rahrl...

Das Grab ist zugeschüttet, der Grabhügel steht da. Die Raudup-Wirtin nähert sich demselben und schmückt ihn mit grünen Gewinden, in denen rote Blüten aus feinen gefärbten Hobelspänen leuchten. Dann verlassen alle das Grab und begeben sich zu den Fahrzeugen, welche vor dem Kirchhofe warten. Hier wird nach alter Sitte Branntwein umhergereicht, die Beerdigungsgäste trinken und essen feines Weizenbrot. Auch die Raudup-Wirtin trinkt und ißt und reicht mit eigener Hand das Glas dem Rahrl, der den kleinen Matihls in den Wagen gehoben hat.

„Ich werde zusammen mit dir nach Hause fahren,“ sagt das Kind, als die Beerdigungsgäste sich anschicken davon zu fahren. „Die Mutter mag an deiner Stelle in des Vaters Wagen sitzen.“ Er spricht vom Leichenwagen, welchen Rahrl zum Kirchhof gefahren hat.

Aber in dem Wagen der Wirtin gibt's Platz für drei, und so fahren sie alle drei zusammen. Unterwegs schlummert das Kind ein. Die Raudup-Wirtin spricht. Sie spricht ein wenig mehr und lebhafter, als es sich für eine Witwe mit zerschlagenem Herzen ziemt. Rahrl hört zu, schweigt und gähnt zuweilen. Das, wovon die Wirtin spricht, ist ihm bereits alles bekannt. Er weiß, daß der Raudup ein alter, kränklicher Mann gewesen und daß es seiner Frau recht hart angekommen ist, ihn zu pflegen; er weiß, daß die Wirtin des Raudup-Gesinde groß ist, und daß es der Raudup-Wirtin schwerfallen wird, ohne männlichen Berater dieselbe weiterzuführen; er weiß, daß er der einzige Taufsohn des Verstorbenen gewesen und daß die Wirtin noch nicht volle fünfunddreißig Jahre zählt: aber wozu das alles noch einmal hören...?

Nur als die Wirtin bemerkt, daß sie jetzt kein Geld zu Hause habe, falls Rahrl vielleicht die hundert Rubel zu haben wünsche, welche ihm der Taufvater vermacht, antwortet Rahrl:

„Das Geld mag immerhin noch bei dir bleiben,“ sagt er, „ich brauche es jetzt nicht. Falls ich es in diesem Jahre nötig haben werde, so wird es so um Martini herum sein.“

Die Raudup-Wirtin nickt.

„Daß du aber auch in Zukunft ebensooft zu uns herkommst, wie du es bisher getan. Besuche statt des kranken Taufvaters seinen Sohn. Du siehst, er hat dich lieb gewonnen.“

„Er hat's. Werde des Sonntags zuweilen herkommen können...“

Sie kommen im Raudup-Gesinde an.

Ein Knecht empfängt das Pferd, Kahrl hilft der Wirtin aus dem Wagen und trägt den kleinen Matths in die Stube. In der Stube ist die Luft sehr heiß und mit dem Duft gehackter Tannenzweige geschwängert.

Auf dem Tische, welcher sich die ganze Gesindesstubenwand entlang hinzieht, stehen zwei Siebe mit gekochten grauen Erbsen — den sinnbildlichen Tränen der Letzten auf einer Beerdigung. Zwei Mägde tragen jetzt diese Tränen ab und beginnen den Tisch für die Abendmahlzeit zu decken. Die Stube füllt sich mit Leuten. Einige haben vom Kirchhofs Tannenreiser mit nach Hause gebracht.

„Sterbet nicht, sterbet nicht, auf dem Friedhofs ist kein Raum mehr!“ sprechen sie zu den Jungen; „sterbet, sterbet, noch ist Raum auf dem Friedhofs,“ zu den Alten, welche nicht mit auf dem Kirchhofs gewesen sind und schlagen sie mit den Reisern. Die Schlagenden und die Geschlagenen lachen.

Dann setzen sich die Gäste zu Tisch, beginnen zu essen und zu trinken. Für je vier Personen steht eine Flasche starken Getränkes auf dem Tisch. Das Getränk in den Flaschen versiegt, das Gespräch der Gäste wird lauter, wird lebhafter, dann und wann lacht der eine und der andere auf, daß die Wände der Stube erzittern...

Auch die Raudup-Wirtin sitzt am Tisch — ihr gegenüber Kahrl. Ist die heiße Luft des Zimmers oder das starke Getränk die Ursache, daß seine Wangen so rot sind — einerlei, sie glühen, und er sieht sehr hübsch aus.

Der Raudup-Wirtin wird es auch schwül-heiß...

Es wird dunkel, während noch nicht alle Gäste gegessen haben. Die Lichte in dem von der Decke niederhängenden, mit grünen Gewinden umflochtenen mehr-

armigen Holzleuchtern werden angezündet. Draußen, im Gehöft, gleißt das Silber des Mondes. In den Stuben trinken die Alten Bier und Grog und spielen Karten, im Gehöft wandert die Jugend umher, scherzt, lacht...

Einige Paare beginnen zu tanzen... ohne Musik.

„So ist's recht, das ist vernünftig!“ schreit ein Alter, welcher aus der Stube getreten ist, mit einer Stimme, die vom Trinken und lauten Sprechen bereits heiser zu werden beginnt.

„Tanzet, Kinder! Tanzet! Auf meiner Beerdigung muß auch getanzt werden! Wozu, zum Kuckuck, weinen, wer gestorben ist, ist gestorben... wenn man nur anständig und in Ehren begraben ist... Der alte Raudup war ein braver Mensch... bei Gott ein braver... aber er sagte auch dasselbe... er sagte: wenn man will, mag man meine Beerdigung ebenso fröhlich feiern wie eine Hochzeit.“

Einige Burschen nähern sich dem Alten und fragen ihn, ob der Verstorbene wirklich so etwas gesagt habe?

„Natürlich hat er das gesagt!“ schreit der Alte, „ich werde ihn doch auf seiner eigenen Beerdigung nicht verleumden.“

„Na, da können wir ja getrost darauf lostanzen. Schade, daß kein Spielmann da ist... Ob nicht einer von den Knechten des Hauses eine Violine oder eine Harmonika besitzt?“

Einer von ihnen besitzt eine Harmonika. Er muß sie hervorholen und muß anfangen zu spielen. Die Burschen und Mädchen tanzen. Immer mehr Paare beginnen im Gehöft sich zu drehen.

Auch Rahrl tanzt. An das Gartenpfortchen gelehnt, sieht die Raudup-Wirtin, wie prächtig er tanzt, und

wie die Mädchen gern an seinem Arm durch das Gehöft fliegen. Sie nähert sich um ein wenig den Tanzenden.

Da ruft eine Stimme nach Rahrl. Der kleine Matihš sei erwacht und verlange nach ihm. Rahrl läßt seine Tänzerin los und geht in die Schlafstube des Wirten. Auf dem Tisch brennt ein Talglicht, in Raudups Bett schlafen zwei alte Mütterlein einen festen Schlaf, im Bette der Wirtin sitzt der kleine Matihš und weint. Das Stimmengewirr in der Nebenkammer und die Klänge der Harmonika im Gehöft haben ihn aufgeweckt und seine zarten Nerven erschüttert.

Rahrl setzt sich auf das Bett und beruhigt das Kind. Der Kleine will jedoch nicht mehr schlafen und Rahrl kann nicht mehr auf den Tanzplatz zurückkehren.

Nach einer Weile tritt die Wirtin in die Stube.

„Wirst du dich wohl hinlegen und schlafen,“ schilt sie. Der kleine Matihš gehorcht ihr jedoch nicht, sieht mit großen Augen Rahrl an und drückt sein Köpfchen noch näher an dessen Brust.

Die Raudup-Wirtin tritt an den Schrank. In dem Schrank steht Wein, dunkler, roter, süßer Ungarwein, den der Arzt dem kleinen Matihš zu trinken verordnet, im Schrank steht eine kleine Medizinflasche, aus welcher der Raudup ein paar Tropfen einnahm, wenn ihn der Schlaf floh. Die Wirtin schüttelt das Fläschchen: ein winziger Tropfen ist noch in demselben enthalten. Sie schüttet ihn in ein Weinglas, füllt das Glas bis zur Hälfte mit Wein und reicht es dem Kleinen.

Das Kind trinkt gern den kräftigenden, süßen Wein. Auch jetzt weist es ihn nicht von sich, trinkt — und ist nach zehn Minuten fest eingeschlafen.

Kahrl läßt das Kind sachte ins Bett gleiten, bedeckt es mit einem leichten Tuch und will gehen. Aber von der Wirtin angerufen, bleibt er stehen.

„Da, koste du auch einmal von diesem Wein,“ sagt sie und gießt das Glas voll bis an den Rand. „Trinke!“

Kahrl läßt sich nicht bitten. Die rote Farbe des Weines, sein Duft sind zu verlockend. Er leert das Glas in zwei Zügen.

„Das hat aber geschmeckt!“ ruft er aus und gibt der Wirtin das Glas zurück.

„Hat es? Nun, dann noch ein Glas. Doppelt reizt nicht.“

Der Bursche trinkt, dankt und verläßt die Stube. Die Raudup-Wirtin schenkt sich auch ein Glas ein und verschließt dann den Schrank.

Sie geht hinaus und stellt sich von neuem an die Gartenpforte.

Die Harmonika tönt ununterbrochen fort und das Gehöft ist voll mit Tanzenden... Selbst einige ältliche Paare drehen sich...

Aber niemand flinker als Kahrl, er fliegt förmlich... Auf einmal tritt er auf die Wirtin zu:

„Willst du nicht auch tanzen?“ fragt er in halb scherzhaftem Tone. Seine Augen glühen wie der feurige Wein, den er soeben getrunken.

„Laß uns versuchen,“ antwortet die Wirtin.

„Wie?“

Überrascht blickt Kahrl sie einen Augenblick an, wirft dann lachend den Kopf zurück und führt sie nach der Mitte des Gehöftes.

Die Raudup-Wirtin tanzt mit Kahrl — und um einen frischen Grabhügel weben die Strahlen des Mondes einen silbernen Schleier...

Groß, sehr groß ist die Wirtschaft im Raudup-Gesinde, schwer, sehr schwer fällt es der Raudup-Wirtin, ohne Wirten derselben vorzustehen. Geht sie aufs Feld, um nachzuschauen, was die Knechte treiben, faulenzten zu Hause die Mägde; arbeitet sie bei den Mägden zu Hause, faulenzten draußen die Knechte. Und wenn sie bloß faulenzten! Aber die Unvernünftigen säen den Flachs in das Gerstenland und die Gerste in das Flachsland und den Buchweizen dort, wo die Kartoffeln gesteckt werden sollten, und vernichten die von dem Verstorbenen so streng eingehaltene Ordnung in der Saatsfolge. Wenn das aber der Wirtin nicht in der Ordnung scheint und sie ein Wort darüber fallenläßt, so erhält sie die Antwort: „Der Wirt tat es auch so, der Wirt wollte dies und das genau so tun.“ Und die Raudup-Wirtin, welche sich früher um die Feldwirtschaft so gut wie gar nicht gekümmert hat, muß schweigen und glauben...

Im Keller reiht sich ein Spann Butter an den andern. Wer soll zur Stadt fahren? Die Raudup-Wirtin weiß wohl den Weg nach Riga, sie war einmal gemeinschaftlich mit ihrem Manne dort, aber unterdessen war zu Hause ein Füllen verendet. Sie hat keine Lust mehr, ein zweites Mal so lange vom Hause fortzubleiben. Ab und zu fährt wohl einer von den Knechten mit einem Fuder nach Riga, aber der Wirtin scheint es, daß er jedesmal ein paar Rubel weniger heimbringt, als es der Raudup-Wirt selbst getan hätte.

Die Wirtin klagt ihre Not ihren Vormündern. Die Vormünder lachen:

„Nimm dir einen Mann,“ sagt der eine.

„Ja, ja, nimm dir einen Mann,“ bekräftigt der andere.

„Eine so große Wirtschaft kann ohne einen ordentlichen Leiter nicht bestehen.“

Die Raudup-Wirtin errödet.

„Ich soll mir einen Mann ins Haus freien, während der Grabhügel des Seligen noch nicht mit Rasen bewachsen ist?“ ...

Aber groß, sehr groß ist die Wirtschaft im Raudup-Gesinde, schwer, sehr schwer fällt es der Raudup-Wirtin, derselben ohne Wirten vorzustehen. Die Dienstboten werden von Tag zu Tag dreister und unfolgsamer, die Wirtin muß ihre Vormünder von neuem zu sich bescheiden und sie um Rat fragen.

„Ich sagte es dir ja, nimm dir einen Mann,“ sagt der eine.

„Und ich sagte, daß eine so große Wirtschaft ohne einen ordentlichen Leiter nicht bestehen kann,“ bemerkt der andere.

Die Wirtin errödet sehr stark.

„Nun, wenn ihr mir dazu ratet... ich kann auch heiraten... Wer aber wird sich entschließen, eine so alte Witwe zu nehmen?“ ...

Die Vormünder lachen.

„Da höre doch nur einer — eine alte Witwe! Wir selbst, deine Vormünder, würden dich heiraten, wenn wir könnten.“

Aber die Vormünder können nicht. Sie haben es schon längst erkannt, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei und haben Gehilfsinnen gesucht und gefunden. Sie nennen jedoch der Raudup-Wirtin andere Männer, unter denen sie ihre Auswahl treffen kann: Mahrz Mizpap, Spriz Schlafan, Peeter Tschutschafoz, Andsch Schwaufst, Krustin Kwehpin und Brenz Wesben —

jeder drei, ein volles halbes Duzend, denn an Männern, welche mit der Raudup-Wirtin Freud' und Leid und das schöne Leben im Raudup-Gesinde teilen möchten, fehlt es wahrhaftig nicht.

Aber der Wirtin paßt keiner aus dem halben Duzend.

Die ersten zwei betrinken sich allzuoft, die zwei anderen huldigen dem Kartenspiel und sind unverträglich, der Kwehpin ist ein reicher Dummkopf und den Brenz Besben kann der kleine Matih's nicht leiden.

„Ich aber brauche nicht nur einen Mann, sondern meinem Kinde auch einen Vater.“

„Gewiß, gewiß,“ versichern die Vormünder. „Wo aber einen hernehmen, der dir gefällt und dem Kinde nicht zuwider ist?“ . . .

Da erscheint Rahrl im Gesinde. Er kommt fast jeden zweiten Sonntag her, ist jedoch seit dem Tode seines Taufvaters noch nicht in der Stube der Wirtin gewesen. Er spielt mit dem kleinen Matih's in der Gesindestube, draußen im Gehöft, hier und da, bloß in die Stube der Wirtin geht er nicht. Aber heute, nachdem er vernommen, daß die Wirtin Besuch hat, bleibt er nicht in der großen Stube, sondern geht weiter hinein.

Jubelnd hinkt ihm der kleine Matih's entgegen, hängt sich ihm an den Hals und drückt seine Wange an Rahrl's. Rahrl beruhigt das Kind und begrüßt sich mit der Wirtin und deren Vormündern. Dann setzt er sich, nimmt das Kind auf den Schoß, beginnt mit den Vormündern sich zu unterhalten und baut für den Kleinen Kartenhäuser.

Nachher brechen die Vormünder auf, um die Felder des Raudup-Gesindes zu besichtigen. Der kleine Matih's will mitgehen, das heißt, will, daß Rahrl ihn mitträgt. Die Mutter schilt das Kind für ein solches Verlangen,

Kahrl jedoch erhebt sich und geht, das Kind auf dem Arm, mit den Vormündern.

Die Felder des Raudup-Gesinde stehen gut, trotzdem die Saat nicht in den richtigen Boden gesäet worden ist, die Raudup-Wirtin kann auf eine reiche Ernte hoffen. Die Felder sind groß, Kahrls kräftige Hand wird müde, während er den kleinen Matih's um dieselben herumträgt...

Sie kehren endlich ins Gesinde zurück, wo ihnen ein prächtiges Essen entgegenduftet. Nachdem er satt geworden, wird der kleine Matih's schläfrig und geht zu Bett, Kahrl wartet ab, bis das Kind eingeschlafen ist und verabschiedet sich dann. Die Vormünder bleiben noch da. Sie sprechen von Kahrl und erschöpfen sich in Lobreden über ihn. Die Raudup-Wirtin hört zu.

Endlich ruft der eine aus:

„Ja, aber weißt du was, Wirtin? Heirate doch den Kahrl: der wird dir ein prächtiger Mann sein! ... Was tut's, daß er in dem Gailit-Gesinde bloß als Knecht und nicht als Wirt lebt und jünger ist als du! Auf solche Sachen lege ich kein Gewicht.“

„Und wie lieb er dem kleinen Matih's ist und, wie es scheint, der Kleine auch ihm!“ sagt der andere. „Ich an deiner Stelle nähme wahrhaftig keinen anderen als Kahrl.“

Die Wirtin errötete bis an die Haarwurzeln.

„Wird denn der Kahrl mich wollen?“ spricht sie. „Ein so hübscher Bursch... wird der eine Witwe heiraten wollen... kann sich ein Mädchen auswählen... das allerschönste.“

Der Vormund lacht.

„Das allerschönste wohl, aber keines so reich als dich... Soeben sagte er noch, als wir deine Felder be-

sahen, das Raudup-Gesinde sei ja eine förmliche Hoflage. . . Und er würde sich weigern, der Wirt dieser Hoflage zu werden? Na, es wäre geradezu eine Sünde, ihn für so dumm zu halten."

"Nun, ich werde bedenken, was zu tun sein wird," sagt die Wirtin.

"Bedenke, bedenke es und dann handle vernünftig."

*

Die Raudup-Wirtin hat es sich überlegt.

Eines Tages holt sie aus der Kleiderkiste ein großes Bündel Sonntagskleider und fängt an in ihrer Stube sich zu kleiden und zu puzen.

"Wohin wirst du fahren?" fragt der kleine Matths, welcher an der Ofenmauer an der Erde sitzt und für seine aus Flidern gefertigte Puppe einen Rock näht.

Die Mutter sieht in den Spiegel, müht sich ab, das Haar schön gerade zu scheiteln und antwortet dem Kinde nichts.

"Wohin wirst du fahren, Mütterchen?" wiederholt nach einer Weile das Kind, indem es seine blassen, mageren Händchen in den Schoß sinken läßt.

Die Wirtin hat wieder keine Zeit zum Antworten. Sie sieht in den Spiegel und probiert, welches seidene Tuch ihr am besten zu Gesichte steht, das gelbe oder das weiße? Das braune mit den rosa oder das graue mit den roten Blumen?

"Liebes Mütterchen, sage doch, wohin du fahren wirst?" bittet der Knabe, läßt sein Nähzeug an der Ofenmauer liegen und rutscht nach der Mitte des Zimmers.

"Komm mir nicht unter die Füße!" ruft die Mutter aus, das graue Tuch mit den roten Blumen um den

Kopf bindend. „Bleibe nur dort an der Ofenmauer. Wohin ich fahre? Zu Gast fahr' ich, und wenn du zu Hause artig bist, so bringe ich dir dafür auch etwas mit.“

„Wie dein Tuch knistert, Mütterchen! Erlaube mir zu fühlen, wie weich es ist.“

„Später — deine Finger sind jetzt nicht rein“, antwortet die Mutter, und fährt fort, sich zu schmücken.

Der kleine Matths setzt sich wieder an der Ofenmauer nieder und nimmt sein Nähzeug zur Hand. Das Nähen ist nun freilich keine Beschäftigung für einen Knaben, was soll man aber einem solchen Krüppel geben, damit er sich die Zeit vertreibe? Ein Messer darf er doch nicht in die Hände bekommen, er kann damit fallen und sich stechen, ist er doch so gar schwach auf seinen Füßen.

„Jetzt bist du hübsch,“ spricht das Kind, die Wirtin anblickend, welche sich endlich angekleidet hat.

„Bin ich?“ ruft die Wirtin aus, und sieht noch einmal in den Spiegel. Sie lacht vergnügt.

Und zur Thür gehend, beugt sie sich zu dem Kinde nieder und erlaubt ihm die Zipfel ihres Kopftuches zu befühlen.

Das Kind berührt mit seinen feinen Fingern das Tuch, blickt mit seinen großen blauen Augen die Mutter an und fragt:

„Was wirfst du mir mitbringen, Mütterchen?“

„Das wollen wir sehen, mein Kind,“ antwortet die Mutter.

„Etwas Hübsches?“

„Gewiß, etwas Hübsches.“

Eine leichte Röthe steigt in den Wangen der Wirtin auf, sie verläßt das Zimmer, setzt sich in den vor der Thür stehenden Wagen und fährt davon.

Der Weg, welchen sie fährt, führt zum Gailit-Gesinde.

Im Gailit-Gesinde segt man gerade den Schornstein, als die Raudup-Wirtin dort ankommt. Auf dem Dachfirst beugt sich ein langer, beruhter Mann auf und nieder, dann und wann einen kurzen Befehl in den Schornstein hinunterrufend.

Die Raudup-Wirtin erkennt die Stimme des Schornsteinfegers — es ist diejenige Rahrls. Sie steigt aus dem Wagen und bindet das Pferd an. Eine ihr bis dahin unbekannte Unruhe befällt sie.

Sie betritt das Wohnhaus, geht in die Stube des Wirtin.

Eine halbe Stunde — vielleicht auch mehr — verstreicht, dann tritt die Gailit-Wirtin aus der Stube hervor, nähert sich Rahrl, der soeben im Begriff ist, den Ruß aus der Gesindestube zu tragen und sagt, das Hinaustragen des Rußes könne unterbleiben, er möge sich sauber machen und dann in die andere Stube kommen, die Raudup-Wirtin hätte mit ihm zu sprechen.

Was die Raudup-Wirtin ihm zu sagen habe, daß werde er auch, so wie er da sei, hören können, antwortet lachend der Rahrl.

„Mensch!“ ruft die Gailit-Wirtin leise aus und schlägt den Burschen leicht auf die Schulter. „Geh, mach' schnell, daß du dich abwäschst! Ahnst du denn gar nicht, weswegen die Raudup-Wirtin hergefahren ist? Sie will dich heiraten.“

„Oho!“ ruft der Knecht aus und reißt die Augen auf. „Heiraten will sie mich?... Dann sage, daß ich nicht zu Hause bin. Ich geh' nicht in eure Stube.“

Die Gailit-Wirtin schüttelte den Kopf.

„Sei doch nicht... ich kann ihr nicht sagen, daß du nicht zu Hause bist, sie hat dich auf dem Dache gesehen

und erkannt... Aber weshalb willst du nicht hineingehen? Schämst dich etwa? Geh nur dreist hinein, ich lasse euch allein."

"Aber ich will die Raudup-Wirtin gar nicht treffen," antwortet Rahrl.

"Weshalb denn nicht? Rahrl, du wirst doch nicht ein Dummkopf sein und —"

"Ich werde sie nicht nehmen," unterbricht Rahrl die Wirtin. „Bei Gott, ich heirate sie nicht, mag sie tun, was sie will. Sei so gut und sage ihr, daß ich wohl zu Hause war, soeben aber fortgegangen bin."

"Geh, schwache keinen Unsinn. Tue was dir beliebt, aber sprechen mußt du mit der Raudup-Wirtin. Triffst sie dich heute nicht, kommt sie ein anderes Mal wieder. Übrigens — mitnehmen wird sie dich nicht gleich."

"Na, denn meinetwegen, ich werde zu ihr gehen," ruft Rahrl halb trozig aus. „Aber so wie ich dastehe, ungewaschen, damit die Raudup-Wirtin vor meinem Aussehen erschrickt und schnell weiterfährt."

Aber es ist ein ganz anderes Gefühl, als das der Angst, welches sich in ihren Zügen malt, wie sie Rahrl bei sich eintreten sieht. Da steht an der Tür ein langer kräftiger Bursche, schwarz wie ein Teufel, und trotzdem — oder gerade deshalb — schön wie ein Engel. — Ein unmerkliches Beben geht über ihren Körper.

Rahrl lächelt halb verschämt, halb trozig, räuspert sich und sagt: „Guten Tag!"

"Guten Tag!" erwidert die Raudup-Wirtin. Ihr ist plötzlich so, als ob ihr etwas in der Kehle stecken geblieben wäre.

Eine kleine Pause. Rahrl setzt sich auf die Ofenmauer.

„Wer von uns beiden soll denn nun zu sprechen beginnen?“ fragt er endlich. „Ich muß wahrscheinlich fragen, was die Raudup-Mutter von mir wünscht?“

Raudup-Mutter!... Heiß steigt der Raudup-Wirtin das Blut zu Kopfe. Bis hierzu hat Rahrl sie noch nie Raudup-Mutter genannt, bloß Wirtin. Weshalb tut er es jetzt? Jedoch sie faßt sich. Je weniger Worte in dieser Angelegenheit geredet werden, desto besser. Und sie sagt:

„Was werde ich von dir wollen... Du wirst es vielleicht schon gemerkt haben, was ich von dir will... Mir tut es leid, daß man dich hier mit Schornsteinfegen abquält. Ich möchte dich gern zum Wirten machen.“

„Da hat die Raudup-Mutter sehr gute Absichten,“ antwortet Rahrl und senkt die Augen und betrachtet seine ruhigen Hände. „Aber ich weiß nicht, ob ich es nicht schwerer haben werde, wenn ich Wirt und nicht Schornsteinfeger bin. Das Schornsteinfegen verstehe ich, das Wirtschaffen nicht.“

„Nun, wenn ich dich zum Wirten gemacht haben werde, so werde ich auch dafür sorgen, daß du zu wirtschaffen verstehst. Ich glaube, du wirst es zufrieden sein, von mir selbst darin unterwiesen zu werden?“...

Daß ihr Gespräch schließlich eine solche Wendung nehmen würde, hat Rahrl gewußt, nun er aber die entscheidende Antwort geben soll, geniert er sich doch und zögert.

„Nun, was meinst du dazu?“ fragt ihn die heiratslustige Witwe und lächelt hold.

Wenn sie denn durchaus eine bündige Antwort haben will, so will ich sie ihr auch geben, denkt der Rahrl und sagt: „Wenn ich recht verstehe, so wünscht die Raudup-

Mutter, daß ich — wir uns heiraten. . . Raudup-Mutter, das wird nicht angehen.“

Die Raudup-Wirtin vermeint, nicht recht gehört zu haben.

„Wie? . . . Das wird nicht angehen?“ wiederholt sie. „Weshalb nicht?“

„Nun, wir passen ja nicht zusammen. Du eine reiche Wirtin, ich ein armer Knecht — bedenke, was die Welt zu unserer Heirat sagen würde.“

Die Raudup-Wirtin lacht auf.

„Die Welt! Was schere ich mich um die Welt! Die mag reden, was ihr gefällt, können wir deshalb nicht tun, was uns gefällt? Wer auf das Gerede der Welt etwas gibt, der kommt nicht weit.“

„Mag sein, aber dennoch. . . Raudup-Mutter. . . ich kann nicht der Raudup-Wirt werden,“ versetzt Rahrl.

Die Wirtin erhebt sich.

Was spricht denn der Bursch da? Scherzt er bloß oder redet er im Ernst? Nein, im Ernst kann das nicht gesprochen sein, der Raudup-Wirtin fallen die Worte ihres Vormundes ein, es wäre Sünde, Rahrl für so dumm zu halten, und sie nähert sich ihm und will sich neben ihn setzen.

„Geh, geh, sprich mir nicht so,“ sagt sie, „weigere dich nicht so viel.“

„Was hab ich mich da viel zu weigern,“ versetzt der Knecht, und rückt plötzlich ein gutes Stück weiter. „Komm mir nicht zu nahe, du machst an mir deine Kleider schwarz.“

Jedoch die Wirtin hört nicht auf ihn und setzt sich auf die Mauer neben Rahrl.

„Nun ja, weshalb weigerst du dich denn und sagst es nicht frei heraus, daß du der Raudup-Wirt werden willst?“

„Aber ich sagte es dir ja schon frei heraus, daß ich es nicht werden will.“

„Sprichst du im Ernst?“

„Im Ernst, gewiß im Ernst, Raudup=Mutter.“

Die Raudup=Wirtin wird rot und blaß und sieht mit weitoffenen Augen den schönen Burschen an, der seine Blicke zu Boden gesenkt hat. . . So mag er sie also wirklich nicht. . . ein einfacher Knecht weist die Hand der reichen Raudup=Wirtin zurück. . . Scham und Reue überkommen sie plötzlich, nur mit Mühe kann sie ihre Stimme beherrschen, daß sie nicht zittert, indem sie sagt:

„Du hältst mich wohl zu alt für dich?“

„Zu alt? Ach was, ich werde ja auch einmal alt werden.“

„Nun denn wahrscheinlich für zu häßlich?“

„Das auch nicht. Mir erscheinst du gar nicht so übel.“

„Aber weshalb magst du denn mich nicht? Einen Grund mußt du doch haben, weshalb du dich weigerst, der Raudup=Wirt zu werden.“

„Die Wahrheit gesprochen, ein Hindernis gibt's da wohl, weshalb ich dich nicht nehmen kann,“ antwortet Rahrl und lächelt. „Wenn das nicht wäre — —“

„Was für ein Hindernis ist das?“ fragt die Raudup=Wirtin schnell. „Hast du etwa schon eine andere Braut?“

Rahrl merkt, wie ihm bei dieser Frage das Blut in die Wangen steigt — es ist doch gut, daß er sich nicht gewaschen hat. Er macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Eine andere Braut!“

„Nun, was kann denn das sonst für ein Hindernis sein? Du kannst es mir doch wohl nennen, Rahrl. . . wahrhaftig!“

Rahrl erhebt sich. Was soll er dieser aufdringlichen Frau antworten, ohne sie zu verletzen? Verlegen steckt er seine ruhige Hand in die Tasche. Seine Finger berühren dort einen kleinen runden Stein, den ihm am Sonntag der kleine Matih's scherzend zugesteckt und den er dort vergessen. Ihm kommt ein Gedanke.

„Na, wenn du den Grund so gern wissen willst,“ sagt er, und wendet sich der Thür zu, „ich kann ihn dir auch sagen: ich mag nicht Stiefvater sein.“ Er will gehen.

Doch die Raudup-Wirtin erfährt ihn bei der Hand und läßt ihn nicht hinaus.

„Wie, das Kind wäre die Ursache deiner Weigerung?“ ruft sie aus. „Wie ist das möglich? Der Junge liebt dich, du ihn, weshalb kannst du also nicht sein Vater sein? Geh, geh, das ist nicht der wahre Grund, ich lasse dich nicht eher aus der Stube, als bis du mir den wahren Grund gesagt hast.“

Die wird mir aber denn doch zu unbescheiden, denkt der Rahrl, während der helle Ärger in ihm aufsteigt. Jetzt will sie mein Geheimnis wissen... Das soll sie aber nicht... Jetzt nenn' ich ihr einen Grund, an dem sie genug haben wird... Und laut sagt er:

„Der wahre Grund ist der, daß das Gesinde, in dem du mich zum Wirtin zu machen versprichst, nicht dir, sondern dem kleinen Matih's gehört...“

Die Raudup-Wirtin läßt Rahrl's Hand los.

Troßigen Schrittes verläßt dieser die Stube.

*

Die Raudup-Wirtin kehrt wieder heim.

Ohne ein Wort zu sagen, überläßt sie dem herbeieilenden Knechte das Pferd und begibt sich in ihre

Stube. Erschöpft sinkt sie hier auf einen Stuhl nieder. O, diese Schande! Ein Bursche, dem Gott weiter nichts verliehen, als ein wenig Röthe auf den Wangen und eine halbwegs hübsche Gestalt, verschmäht die reiche Raudup-Wirtin! Ja, die reiche — denn wenn auch das Gesinde dem Kinde gehört, so ist trotzdem ihr Teil noch immer so groß, daß sie sich getrost als die reichste Frau des Gebietes betrachten darf. Das weiß der Bursche recht gut, und dennoch verschmäht er sie. Er strebt nach noch größerem Reichtum — der Dummkopf, wo wird er größeren finden, als bei der Raudup-Wirtin... Hübsch bist du wohl, Bürschchen, aber Gutsherrentöchter werden dich doch nicht heiraten wollen...

Die Wirtin läßt ihr Auge durch das Zimmer schweifen. Wo ist das Kind? Bloß die Puppe liegt an der Ofenmauer auf dem Fußboden, der Kleine selbst ist nicht da. Ein sonderbarer Gedanke schießt der Wirtin plötzlich durch den Kopf: wenn dem kleinen Matths ein Unglück zugestoßen wäre, während sie nicht daheim war?...

Sie geht in die andere Stube und sieht in das Bett des Kindes. Mit einem Tuche bedeckt liegt es da und schläft. Das Gesichtchen ist dem Lichte zugekehrt und die Wirtin sieht, wie schmal und blaß dasselbe ist. Aber dieses Mal rührt dieser Anblick, wie es sonst wohl zu geschehen pflegte, die Wirtin nicht, im Gegenteil, dieser Anblick vermehrt noch die Bitterkeit in ihrem Herzen. Sie wendet sich von dem Kinde ab, nimmt ihr seidenes Tuch vom Kopfe und legt es in den Schrank.

Die Thür des Schrankes knarrt und der kleine Matths erwacht. Er erhebt sich sitzend im Bett, reibt die Augen mit den Händen und sagt:

„Bist du schon zu Hause, Mütterchen? Sieh, wie artig ich gewesen bin, Mütterchen: ich schlief.“

„Ich seh's,“ antwortet die Mutter kurz, und will die Tür des Schrankes schließen.

„Hast du mir auch ein Gastgeschenk mitgebracht?“ fragt das Kind.

Die Wirtin öffnet das Schubfach, das sich im Schrank unter dem letzten Regal befindet und entnimmt demselben ein Stück Zucker.

„Da,“ sagt sie, und wirft von ihrem Plaze aus dem Kinde das Stück Zucker in den Schoß. Dann verschließt sie den Schrank und geht in die andere Stube, um sich umzukleiden.

In der folgenden Nacht wird die Raudup-Wirtin von häßlichen Phantasien gequält. Endlich werden sie zu einem seltsamen Traum. Die Raudup-Wirtin steht in ihrer Stube, welche mit gehackten Tannenreisern ausgestreut und mit Tannenzweigen ausgesteckt ist. In der Mitte der Stube steht ein kleiner weißer Sarg, und in dem Sarge ruht ein Kind mit schmalen, blassem Gesichtchen — der kleine Matih. Am Fenster jedoch — an derselben Stelle, wo er damals saß, als er mit ihren Vormündern bei ihr zum Besuch war — sitzt Rahrl und sieht so schön, so kräftig, so männlich aus und lächelt und winkt der Wirtin mit der Hand. Und mit einem Freudenrufe stürzt die Frau in seine Arme, umfaßt die herrliche Gestalt und küßt die roten Lippen mit heißem Mund... Da fängt das Kind im Sarge an zu stöhnen und zu weinen, Rahrl erschrickt und stößt die Wirtin von sich. Sie fällt, fällt auf den Sarg des Kindes und — erwacht...

Der kleine Matih weint und ruft nach der Mutter.

„Was gibt's?“ fragt die Mutter erzürnt. Nun wird

das Kind gar ein Hindernis, daß sie Rahel selbst im Traum nicht besitzen soll. „Was willst du?“

„Trinken!“ bittet der Kleine mit trockener Zunge.

„Wirst es morgen tun können,“ versetzt die Mutter, „schlafe jetzt und heule nicht mehr.“

Der kleine Matih's wird still.

Nur später wimmert er im Schlaf dann und wann schmerzlich auf. Aber das hört die Mutter nicht, sie träumt wieder.

Der Versucher zeigt ihr lockende Zukunftsbilder.

*

Vier Wochen sind vergangen. Im Raudup-Gesinde hat sich in diesen vier Wochen nichts Bemerkenswerthes zugetragen, bloß das Verhalten der Wirtin gegen den kleinen Matih's ist ein merklich anderes geworden.

Die Mutter ist gegen ihr Kind freundlicher geworden.

Früher geschah es, daß sie ihn dann und wann tüchtig schalt oder ihm ein böses Wort sagte, jetzt vernimmt der kleine Matih's aus dem Munde der Wirtin nichts dergleichen mehr; früher geschah es, daß sie ihm dies verbot und das verbot, jetzt kann der Knabe tun, was er will. Er kann mit dem Feuer spielen wie mit einer Blume; er kann stundenlang am Brunnen sitzen und kleine Holzpflocke in ihn werfen oder sich auf andere Weise am Wasser ergözen; er kann mit seinen schwachen Füßchen auf allen Leitern umherklettern; kann hinter dem Hause in die Sandgrube, welche einmal schon teilweise einstürzte, kriechen und dort für seine Puppe eine Höhlenwohnung graben — die Raudup-Wirtin läßt das alles ruhig geschehen.

„Ach, was soll man einem solchen armen Kinde viel verbieten,“ pflegte sie zu sagen, wenn ihr das Gesinde vorwirft, daß sie dem Kinde allzusehr seinen Willen lasse. „Es tut einem ja leid, dem armen Krüppelchen das zu verbieten, was ihm im Leben noch ein bißchen Freude macht. Lange genug bin ich ja mit nutzloser Strenge gegen ihn verfahren, möge er nun auch ein wenig nach seinem Willen leben. Mir ist nicht angst um ihn, solche Krüppel nimmt der liebe Gott in seine besondere Hut...“

Und wahrhaftig, es scheint fast so, als ob Gott den kleinen Matih's in seine besondere Hut genommen hätte. Er vollbringt fast alles, was ihm sein kindischer Sinn eingibt, und dennoch trifft ihn nicht der geringste Unfall. Ja, es ist, als wenn die unumschränkte Freiheit, in der das Kind lebt, seine Gesundheit hebe. Seine Wangen verlieren die krankhafte Blässe, manchmal erscheint auf denselben sogar ein Hauch von Röthe.

Wie die Wirtin sieht, daß die Kräfte des Kindes im Zunehmen begriffen sind, kauft sie ihm eines Tages von einem Juden ein Messer.

„Man muß dem Jungen doch auch einmal ein Messer in die Hand geben, sonst wird er ja der reine Schneider... groß genug ist er jetzt.“ Und als das Kind verlangt, daß das Messer geschliffen werden soll, läßt es die Mutter recht scharf machen...

So hat denn der kleine Matih's wieder ein Spielzeug mehr. Es ist nicht zu leugnen, die Raudup-Wirtin ist eine gute Mutter. Und dennoch kann sie der Knabe von Tag zu Tag weniger leiden. Er fürchtet sich vor ihr. Vielleicht, daß er einen der bösen Blicke erhascht hat, mit welchen ihn die Mutter bisweilen heimlich beobachtet,

vielleicht auch nicht. Vielleicht, daß er bloß fühlt, welch gräßliche That sie sinnt und welch unnatürliche Gedanken ihr Hirn zermartern — Gedanken, so schwarz, als ob sie in der Hölle selbst geboren wären.

... „Soll ich dieses Krüppels wegen mein Glück verlieren?“ so spricht die Raudup-Wirtin bei sich selbst. „Habe ich nicht lange genug an dem Siechbette meines Mannes gehockt und ihn gepflegt, soll ich mein ganzes Leben als Krankenwärterin verbringen? Nein, das will ich nicht. Weshalb soll ich das tun? Bin ich schlechter als andere Frauen? Andere leben in ununterbrochenem Glück und Frohsinn, und ich soll sogar gegen das Alter hin nicht zu Glück und Freude gelangen und nicht lieben dürfen. Meinen ersten Mann konnte ich nicht lieben, Rahrl würde ich lieben... Ach, ich liebe ihn unaussprechlich! Wie schön ist er! Wie groß, wie stark, wie gesund ist er! Wie rot sind seine Lippen, und diese Lippen würden mich küssen, wenn ich nicht das Kind hätte... Ach, welch ein Unglück! Weshalb stirbt dieses Kind nicht! Es ist doch nur mir und sich selbst zur Last und zum Kreuz! Weshalb nimmt der Tod dieses Kreuz nicht von mir!... Ich werde es noch abschütteln. Ich kann ohne Rahrl nicht mehr leben... Wenn das Kind nicht bald stirbt, dann kann noch ein Unglück geschehen... Natürlich, kann denn das eine Sünde sein? Keinen Krüppel auf der Welt sollte man leben lassen. Wer hat davon etwas Gutes? Wer hat davon etwas Gutes, wenn der kleine Matths lebt? Kein Mensch, gar keiner... Wenn er aber stirbt, so macht er mich glücklich, und darum sollte er sterben. Ich stürbe auch gern für ihn, wenn ich ihn durch meinen Tod gesund und glücklich machen könnte, aber ich kann es nicht. Mein Tod nützt ihm nichts, wohl aber der seinige mir...“

Solche Gedanken haben den Kopf der Raudup-Wirtin wirr gemacht und werden immer drohender und drängender. Tagsüber steht ihr nur der schöne Rahrl im Sinn, und in der Nacht träumt ihr nur von ihm. Wenn sie in die Kirche geht, hört sie nicht die Predigt und betet nicht zu Gott, sondern sieht nur Rahrl an. Ein unbändiges Gefühl der Eifersucht erfasst sie, wenn sie ihn mit irgendeinem jungen Mädchen freundlich sich unterhalten sieht, und sie weiß nicht, wie sich zu verhalten, wenn er sie grüßt und anredet.

Wohl warnt sie ihr Gewissen: „Du näherst dich einem Abgrund, der dich verschlingen wird, wenn du die bösen Gedanken nicht bannst! Dein Kind ist ein Krüppel, um so mehr mußt du es lieben! Die Gebrechen, die ihm anhaften, suche ihm weniger fühlbar zu machen durch deine mütterliche Liebe... Und weißt du denn überhaupt, ob du mit Rahrl ein glückliches Leben führen wirst? Wird die Untat, die du sinnst, nicht Gottes Zorn heraufbeschwören? Wird sie dir nicht ewig wie eine Zentnerlast auf dem Herzen liegen?... Wirf sie von dir, wirf sie von dir, die gräßlichen Gedanken, welche dich dem sicheren Verderben entgegenführen!“

Aber die Raudup-Wirtin hört nicht, was ihr guter Geist ihr zuflüstert, immer fester wird ihr Entschluß, sich des verhassten Kindes zu entledigen — und so zieht denn das Unheil immer näher und näher.

*

Ein heißer Tag im Augustmonat. Die Leute des Raudup-Gesinde mähen Gerste auf einem entfernt liegenden Felde, die Wirtin ist allein zu Hause. Sie hat Käsemilch gemacht und wäscht vor der Küche die

Milchgeschirre. Das Gesicht der Wirtin ist glutheiß, dann und wann hält sie mit der Arbeit inne, wischt sich die Stirn und starrt in die Luft.

Wie still es ringsumher ist, wenn sie nicht arbeitet. Selbst die Schwalben scheinen mit den Leuten aufs Feld gezogen zu sein, denn nur selten läßt eine ihr Gezwitzcher vernehmen oder schießt in schnellem Fluge an der Wirtin vorbei. Auch den kleinen Matih's sieht und hört man nirgends. Die Wirtin setzt ruhig ihre Arbeit fort. Wenn die Mäher das Kind nicht mitgenommen haben, so spielt es irgendwo in der Nähe...

Die Wirtin nimmt ein Tragholz, um Wasser für das Spülen der Geschirre vom Brunnen zu holen. Der Brunnen ist vom Wohnhaus nicht allzu weit entfernt, in der Nähe der Badstube. Auf halbem Wege, beim Stall, wo man den Brunnen bereits erblickt, sieht die Wirtin, daß der kleine Matih's an demselben sich zu schaffen macht. Er hockt auf dem Brunnenbrett, welches über den Rand desselben hinausreicht, und versucht aus dem Wasser mit einer Harke etwas herauszuziehen. Es ist wahrscheinlich etwas Schweres, wie er sich anstrengt! Nun hat er es glücklich herausgezogen, es ist eine nicht sehr große steinerne Kanonenkugel, welche Kahrl einmal beim Pflügen gefunden und mit der das Kind sehr gerne spielt. Es ergreift den Stein und will ihn auf das Brett legen, aber die glatte Kugel entgleitet wieder seiner Hand, der Anabe greift nach ihr — das Wasser des Brunnens spritzt auf und ein schwacher Schreckensruf ertönt und verhallt.

Wie erstarrt bleibt die Wirtin einen Augenblick stehen. Der kleine Matih's ist vom Brunnenbrett verschwunden. Das Brett selbst schwimmt auf dem Wasser. Das Kind ist in den Brunnen gefallen.

„Eile, o eile, Mutter, rette dein Kind,“ ruft der Wirtin ihr guter Geist zu.

Und sie läuft — läuft, daß die Spänne von dem Tragholz fallen, kommt am Brunnen an und sieht, daß der Kopf des Knaben wieder emporsteigt und daß seine Hände in Todesangst nach dem Brett greifen.

„Mutter!“ vermag das Kind kaum verständlich hervorzustoßen, denn das Wasser dringt ihm in den Mund und zieht ihn hinunter. Es ergreift das Brett mit den kleinen Fingern, die schwachen Füße zappeln und suchen es zum Rande des Brunnens zu stoßen.

Und von neuem ertönen einige unverständliche, gurgelnde Laute.

Da läßt die Raudup-Wirtin schnell ihre Blicke ringsumherschweifen. Kommt dort nicht jemand den Weg vom Tal herauf? oder dort vom Waldrande her? Nein, niemand... Ein gräßliches Feuer blickt in den Augen der Wirtin auf. Sie reißt das Tragholz von der Schulter, hebt es in die Höhe — — nein, sie läßt dasselbe wieder sinken... möge Gott geschehen lassen, was er will.

Die Raudup-Wirtin denkt an Gott, und in diesem Augenblicke versinkt der kleine Matih im Brunnen. Eine Schwalbe taucht aus dem Blau des Himmels hervor, schlägt die Flügel nahe über dem Kopfe der Wirtin zusammen, stößt ein lautes „Quiquiri!“ aus und verschwindet.

... Da liegt er nun in der Tiefe des Brunnens und lebt und atmet nicht mehr. Da liegt er nun so, wie du ihn längst gewünscht hast, kalt und stumm... Weshalb freust du dich nicht darob, Wirtin, weshalb lachst und jubelst du nicht — weshalb bist du so bleich? Du zitterst — starke Frau, überkommt dich schon ein süßer

Schauer, daß nun endlich der schöne Rahrl dein sein wird? Denke jetzt nicht an Rahrl, denke daran, wie du deines Kindes Tod der Welt mittheilen sollst. . . Laufe auf das Feld, löse dein Haar auf, daß dein Gesinde es bereits von weitem flattern sieht, und sich auf die erschütternde Nachricht vorbereitet, erzähle, daß der kleine Matths in den Brunnen gefallen und ertrunken ist, während du im Hause arbeitetest, ringe deine Hände, jammere und weine, wenn du es vermagst. . . Aber eile, eile, unglückliche Mutter, wenn du nicht willst, daß ein anderer dir zuvorkommt und die Nachricht zuerst verbreitet, und zwar in etwas anderer Weise, als du es tun willst. Siehst du nicht, wie dort bei der Badstube-ecke hinter dem Weidengebüsch sich etwas bewegt? . . . Ah — du erblickst ihn jetzt, erschrick nicht, das ist ja niemand anders als der Jantel Goldbaum, der dort ein paar Knochen aufgelesen, ein blinder und stummer Jude, wenn man ihm mit einem goldenen Schlüssel den Mund verschließt und in die Augen Silber gießt. . . Er nähert sich dir langsam, zeigt dir seine gelben Zähne und fragt, weshalb du das Kind habest ertrinken lassen? . . . Raudup-Wirtin, Raudup-Wirtin, hast du nicht Gold oder Silber bei der Hand? Nein, bloß das Tragholz. Willst du ihn mit Hilfe desselben blind oder stumm — vielleicht auch taub machen? Recht so, starke Frau, du verstehst ja dies Tragholz zu handhaben, das Gold und das Silber werden für dich und Rahrl bleiben. . . Wie, ist der alte Kerl damit nicht einverstanden? . . . Er flieht — er fängt an zu schreien? . . . Lasse ihn nicht schreien, Wirtin, kluge Frau, führe ihn in die Stube und schließ ihm deinen Schrank auf. . . So viel? Mußt du so viel dem Geldbeutel deines seligen Mannes entnehmen? Verziehe nicht dein

Gesicht so, je mehr du ihm gibst, je stummer und blinder wird er sein, und für dich kann er nie stumm und blind genug sein... So — nun entfernt er sich wieder, geht als dein Freund und du kannst aufatmen, dein Herz und dein Beutel sind um ein gut Teil leichter geworden!... Und nun laufe auf das Feld, löse dein Haar auf, daß es dein Gesinde bereits von weitem flattern sieht und sich auf die erschütternde Nachricht vorbereitet, erzähle, daß der kleine Matih in den Brunnen gefallen und ertrunken ist, während du im Hause arbeitetest, ringe deine Hände, jammere und weine — weine, wenn du es vermagst...

*

Die Stube der Raudup-Wirtin ist mit gehackten Tannenreisern ausgestreut und mit Tannenzweigen ausgesteckt, in der Mitte derselben steht ein kleiner weißer Sarg, und in dem Sarge ruht ein Kind mit schmalen, blassem Gesichtchen. Der Traum der Wirtin hat sich soweit buchstäblich erfüllt. Aber am Fenster sitzt kein Rahrl und winkt mit der Hand — Rahrl ist mit seinem Wirten zur Stadt gefahren und kauft dort für seinen Liebling, während zu Hause für ihn Totenlieder gesungen werden, ein Pferdchen aus Pappe. Erst auf dem Heimwege erfährt er das Unglück. Er will es kaum glauben und eilt zum Raudup-Gesinde, um die Bestätigung desselben aus dem Munde der Mutter zu vernehmen. Und nachdem er alles erfahren, kann sich der sonst gerade nicht gefühlvolle Bursche der Tränen nicht erwehren. Die Raudup-Wirtin weint auch. Sie sieht dabei so unsagbar elend und niedergebeugt aus, daß Rahrl sich nicht enthalten kann, sich zu ihr zu setzen, ihre Hand zu ergreifen und ihr Trost zuzusprechen...

Dann vergehen zwei Monate, daß sie sich nicht sehen, zwei Monate, welche die Raudup-Wirtin der Trauer um den kleinen Matths geweiht hat. Während dieser Zeit ist aus der trostlosen Mutter allmählich eine lebensfrohe Witwe geworden, der man es nicht ansieht, welchen schweren unerseßlichen Verlust sie vor so kurzer Zeit erlitten. Bloß als sie wieder eines Tages vor dem Spiegel steht und das graue Seidentuch mit den roten Blumen um den Kopf bindet, bemerkt sie, daß zwei neue Falten auf ihrer Stirn entstanden sind. Sie zieht das Tuch tiefer ins Gesicht, kleidet sich an und fährt zum Gailit-Gesinde.

Diesmal jedoch steht Rahrl nicht auf dem Dachfirst, und als die Raudup-Wirtin das Haus betreten will, kommt ihr ein altes buckeliges Weib entgegen. „Könntest wohl auch einen Augenblick mit deinem Herauskommen gewartet haben,“ denkt die Wirtin, denn ihr fällt ein, daß eine Fahrt oder ein Gang dann mißlingen, wenn die erste in den Weg tretende Person eine Frau ist.

Und ihre Fahrt ist wirklich nutzlos. Rahrl ist nicht zu Hause. Gefragt, wo er sei, antwortet die Gailit-Wirtin: „Er ging heute morgen zum Gerichtshaus. Der Brunnen des Schreibers ist eingestürzt und muß gereinigt werden.“

„So,“ sagt die Raudup-Wirtin, beißt die Zähne aufeinander und spricht nicht mehr von Rahrl. Nach einer Weile fährt sie davon.

Einige Tage später wird der alljährliche Herbstmarkt des Gebietes abgehalten. Die Raudup-Wirtin hofft Rahrl auf dem Markt zu begegnen und sich mit ihm auszusprechen.

Der Markt ist sehr groß und die Raudup-Wirtin sucht lange Zeit vergebens nach Rahrl. Endlich erblickt sie ihn.

Er steht auf der anderen Seite der Landstraße, am Ende des Marktes, am Rande eines Fichtenwäldchens, und spricht mit einem anderen Burschen. Wie sich ihnen die Wirtin nähert, entfernt sich der fremde Bursche, und die Raudup-Wirtin ist, wie sie es wünscht, mit Rahrl allein.

„Dich habe ich aber suchen müssen,“ sagt sie, ihm die Hand reichend. „Es scheint, du bist soeben erst angekommen?“

„Oh,“ versetzt Rahrl, „das nicht. Könnte ich denn bereits so betrunken sein, als ich es bin, wenn ich soeben erst gekommen wäre?“ ...

Er lacht laut, er hat in der Tat einen kleinen Rausch. Seine rosigen Wangen sind noch rosiger als sonst, seine munteren Augen sprühen Lebenslust, seine Bewegungen sind so frei, so sicher, so geschmeidig, daß die Raudup-Wirtin ihre Blicke nicht mehr von ihm wenden kann, und ihr scheint, daß Rahrl noch niemals so schön gewesen ist, als im gegenwärtigen Augenblick.

„Betrunken?“ sagt sie, und schlägt Rahrl leicht auf die Hand. „Ei, du Lügner!“

„Natürlich. Bin ich doch schon vom frühen Morgen hier, hatte eine Kuh zum Markt geführt, verkaufte sie, trank Margritsch... Habe dich in dieser ganzen Zeit wohl an die zehnmal gesehen.“

„Und du kamst nicht zu mir?“

„Wußte ich denn, daß du mich treffen willst?“

„Du wußtest das nicht? Hat dir denn deine Wirtin nicht erzählt, daß ich in eurem Gesinde gewesen bin?“

„Sie hat's getan. Aber ich dachte...“

Rahrl spricht nicht aus, was er gedacht hatte, sondern

entfernt gleichgültig einige trockene Grashalme von dem Armel seines Rockes.

„Was dachtest du?“

„Nun, daß die Sache damit zu Ende ist.“

„Zu Ende? . . . Rahrl, red' nicht so!“ ruft die Raudup-Wirtin aus, die ihre Leidenschaft nicht länger zu zügeln vermag. „Wenn du wüßtest, wie sehr ich dich liebe! Ich kann es dir gar nicht sagen! . . . Lieber Rahrl, komm doch ins Raudup-Gesinde, werde der Raudup-Wirt! Sage, was wird dir fehlen, wenn du der Raudup geworden sein wirst? Wirst reich und angesehen sein, wirst wie ein Herr leben können! Bei Gott, ich werde dich halten und bedienen wie einen Herrn und nicht wie meinen Mann, ich werde dich halten wie — ich weiß nicht was — ich werde — —“

Die Wirtin schweigt, sie kommt an Worten zu kurz. Ihre Brust wogt in mächtiger Erregung, es wäre ihr in diesem Augenblick ein Leichtes gewesen, für Rahrl in den Tod zu gehen . . .

„Jetzt darfst du dich nicht länger sträuben,“ fährt sie nach einer Weile schmeichelnd fort, „jetzt kannst du mir kein Hindernis mehr nennen, das unserer Verheiratung im Wege stände, jetzt mußt, ja, jetzt mußt du der Raudup-Wirt werden.“

„Wirklich?“ fragt Rahrl in scherzhaft-spöttischem Tone und blickt unausgesetzt auf die Straße, ob nicht jemand kommt und ihr Gespräch hört. „Wer weiß, ob ich dir keines mehr nennen kann. Vielleicht kann ich's doch.“

„Geh, geh, sträube dich doch nicht länger . . . Damals, als ich bei dir war, nanntest du mir ein einziges Hindernis, und dieses Hindernis — besteht nicht mehr.“

„Besteht nicht mehr? Von welchem Hindernis sprichst

du denn?“ fragt Rahrl, welcher schon halb vergessen hat, womit er seine damalige Weigerung begründet.

„Run, ich spreche von dem kleinen Matih's — er war ja doch das Hindernis . . .“

„Der kleine Matih's? Ach, Raudup-Mutter, denke doch nicht, daß ich des armen Kindes wegen mich weigerte, der Raudup-Wirt zu werden.“

„Aber du sagtest es doch!“ ruft die Wirtin aus und erblaßt.

„Ja, jetzt entsinne ich mich, daß ich so sagte. Aber ich sagte es bloß deshalb, weil du allzu heftig in mich drangst, ich möge dir den Grund meiner Weigerung nennen. Den wahren Grund konnte und wollte ich dir nicht sagen, aber der kleine Matih's war gewiß nicht das Hindernis, der kleine Matih's, der mir so lieb wie ein Brüderchen geworden war.“

Des Burschen Stimme bebt ein wenig, er schweigt.

„Der kleine Matih's war es nicht,“ wiederholt die Raudup-Wirtin tonlos. „Er war es nicht — was war, was ist denn der wahre Grund deiner Weigerung?“

„Ja, jetzt kann ich ihn wohl nennen,“ sagt Rahrl. „Ich kann dich deshalb nicht heiraten, weil ich schon eine Braut habe, die Marija Rahrken heiratet mich auf ihr Gesinde. Wir sind schon seit dem vergangenen Sommer verlobt. Aber bis jetzt mußte die Sache noch geheimgehalten werden, weil der Alte mich nicht haben wollte, aber nachdem ich die hundert Rubel vom Taufvater geerbt habe, ist er gegen mich anders geworden und hat schließlich am vergangenen Sonntag sein Ja gesagt. Und so kann ich denn offen von meinem Glück reden. Zu Martini kannst du mir die hundert Rubel schaffen, zu Martini heirate ich.“

Kahrl will davongehen.

„Bleib, geh nicht!“ ruft die Wirtin mit erstickter Stimme aus, umklammert fest Kahrls Hand und läßt ihn nicht fort. „Kahrl, ist es wirklich wahr: du verschmäht mich, nimmst eine andere . . . Marija Kahrklen . . . Kahrl, dann muß ich sterben.“

„Sei doch nicht albern, Raudup=Mutter, laß mich frei,“ sagt ärgerlich der schöne Bursche und sucht seine Hand aus derjenigen der Wirtin zu befreien. „Sieh, da fangen die Leute bereits an, uns zu beobachten!“

„Mögen sie's doch tun, wenn sie's wollen, was kümmert das mich,“ stößt die Raudup=Wirtin, ihrer nicht mehr mächtig, hervor. „Mögen sie auf uns sehen — ich lasse dich nicht eher frei, als bis du mir versprochen hast —“

„Tolles Weib!“ unterbricht sie zornig Kahrl und reißt sie ein paar Schritte mit sich fort. „Was willst du von mir? Hebe dich von mir, Satan, ich kann mich dir nicht verkaufen! Aber wenn du willst, komm, ich kaufe dir ein ganzes Halbdugend an meiner Stelle!“

Einen Augenblick steht die Raudup=Wirtin vor Kahrl, als ob sie durch einen furchtbaren Schlag betäubt worden wäre — mit offenem Munde, glanzlosen, starren Augen. Aber nur einen Augenblick. Dann rafft sie sich wieder auf. Wie mit einer Zange preßt sie Kahrls Hand zusammen und zieht ihn mit einer Kraft, gegen die er sich vergeblich zu sträuben sucht, in das Kiefernwäldchen.

„Was sagtest du da?“ zischt sie, und ihre Augen sprühen grünliche Blitze, „was wirst du mir kaufen? Mußt du so zu mir sprechen? Weißt du, daß ich dich jetzt wie einen Hund erwürgen kann — du Schuft . . . Weshalb belogst du mich? Weshalb sagtest du mir nicht gleich, daß du eine andere Braut hast? Weshalb redetest

du von dem Jungen, wo du von deiner Marija reden solltest? . . . Marija Kahrken, also das ist die Auserwählte, die Glückliche, der ich weichen muß — die Bettlerin, die nicht den zehnten Teil von dem besitzt, was ich mein nenne. Und dennoch willst du sie nehmen, und dennoch ist sie dir lieber als ich! . . . Mit welcher verzauberten Speise hat sie dich geködert, welchen Hexen=trank hat sie dir eingegeben? . . . Was hat sie für dich getan? Nicht einen Grashalm hat sie für dich von der Erde aufgehoben und dennoch ist sie dir lieber als ich, als ich, die ich für dich — weißt du was, getan habe?“

Wie wahnsinnig schüttelt die Wirtin bei diesen Worten die Hand des entsehten Burschen.

„Weißt du, was ich deinetwegen tat? . . . Du glaubst, daß der Junge eines ihm von Gott bestimmten Todes starb? . . . Ja, werde bleich — werde bleich wie ein Stück Wachs, der kleine Matths starb keines ihm von Gott bestimmten Todes. Deinetwegen ließ ich ihn im Brunnen ertrinken. Ich konnte ihn retten, du aber warst mir lieber als das Kind, und deshalb ließ ich es versinken . . . O, o, o! Und nun nimmst du trotzdem eine andere! Nimm deine Marija! Nimm sie, nimm sie! Aber dieses sage ich dir: deine Zunge soll verdorren für deine ver=rückte Lüge und des Kindes Geist soll dich quälen Tag und Nacht und soll euch beiden Unheil bringen, bis ihr ins Grab fahrt!“

Bei den letzten Worten läßt die Wirtin Kahr! los, stößt ihm die geballte Faust in die Brust, daß er zurück=taumelt, und verschwindet im Wäldchen.

Wie betäubt sieht der Bursche der Enteilenden eine Weile nach und wendet sich dann der Landstraße zu. Auf der Straße wogt ein breiter Menschenstrom hin und

her. Pferdehändler reiten dort ihre Pferde, Viehtreiber treiben gezeichnetes Vieh, Marktleute fahren in den Markt hinein und aus dem Markte fort, fröhliche Paare wandeln dort scherzend und plaudernd auf und ab. Auf dem Marktplatz selbst drängt sich groß und klein um die Verkaufsstellen, das Geld klingt, Käufer und Verkäufer lachen, die Kinder blasen auf bunten kleinen Enten aus gebranntem Lehm, hier und da zanken sich auch welche . . . Am Büfett klirren die Flaschen und Gläser, junge Burschen feuchten dort ihre Kehlen mit schäumen- dem Bier an, und die alten Väter tun das gleiche. In den Wagen sitzen die jungen Mädchen, essen Pfeffertuchen und Kringel und Platschen über ihre Schwestern. Und die Zungen der Frauen und alten Mütterchen regen sich ebenso geschäftig wie diejenigen der Mädchen. Alles geschieht genau so, wie es an dieser selben Stelle im vergangenen, im vorvergangenen und vorvorvergangenen Jahre geschah . . .

Da plötzlich verstummen die alten Mütterchen und horchen auf. Was für ein häßliches Getöse entsteht dort? . . . Und die jungen Mädchen stecken die angebissenen Pfeffertuchen und Kringel in die Taschen, heben sich in den Wagen auf und schauen aus: was laufen die Menschen dort auf der Straße zusammen? Und die alten Väter und die jungen Burschen verlassen das Büfett, und nach fünf Minuten wälzt sich der halbe Markt, von Neugier getrieben, der Landstraße zu.

„Was ist geschehen?“ fragt einer den anderen, und aus der Mitte der zusammengeströmten Menschenmenge kommt die Antwort zurück:

„Ein Unglück.“

„Was für ein Unglück?“

„Eine Frau.“

„Was ist mit der Frau geschehen?“

„Überfahren.“

„Wie heißt sie?“

Diesmal kommt die Antwort nicht so bald zurück.
Dann aber lautet sie:

„Die Raudup=Wirtin.“

Ja, die Raudup=Wirtin. Inmitten der riesigen Menschenmenge liegt sie leblos auf der Straße da. Ihren zerschmetterten Kopf hält ein Marktwächter auf seinem Schoß und nekt ihn mit dem aus dem nahen Flusse eiligst herbeigeholten Wasser. Wer kann berichten, wie das Unglück geschah? Die einen sagen, daß es ihre eigene, die anderen, daß es des Fahrenden Schuld sei . . . Eine große Staubwolke hatte sich erhoben, ein Mann mit einer schweren Lade in einem zweispännigen Wagen war vom Marktplatz weggefahren, die Raudup=Wirtin war im selben Augenblick über die Straße geeilt — und als der Staub sich verzogen, hatte die Wirtin auf der Straße gelegen mit zerschmettertem Kopf . . .

*

Trauergeläut im hohen Kirchturme, Trauergesang auf dem Friedhofe, im offenen Grabe ein prächtiger schwarzer Sarg, ein schöner Blumenkranz auf dem Sarge und um Grab und Sarg eine Menge lächelnder Erben.

Wen begräbt man heute?

Die Raudup=Wirtin.

— — — — —
Zu Martini aber halten Rahrl und Marija Hochzeit miteinander. Die Hochzeit ist glänzend, viel Gäste sind

da, die Braut ist lieblich und schön. Und dennoch kann Rahrl nicht in die rechte Bräutigamsstimmung gelangen, denn wie ein Alp lastet auf seinem Herzen der Fluch der Raudup-Wirtin. Er fühlt sich nicht schuldig, und dennoch kann er nicht so fröhlich sein wie die anderen. Die blauen, großen Augen des unglücklichen Kindes wollen und wollen ihm nicht aus dem Sinn . . .

„Wir sind betrübt?“ fragt die schöne Braut, und legt ihre Hand um seinen Nacken. „Werden wir uns nicht mit einem Tänzchen aufmuntern?“

Rahrl tanzt.

Aber nach dem Tanze wird er nicht fröhlicher . . .

Die Hochzeit geht vorüber.

Der junge Ehemann lernt im alltäglichen Leben die Tugenden und Schwächen seines Weibchens, die junge Ehefrau die guten und bösen Eigenschaften ihres Mannes kennen. Sie haben sich nicht getäuscht. Sie sind miteinander und mit ihrem Schicksal zufrieden. An zeitlichen Gütern leiden sie keinen Mangel . . . Und trotz alledem kann Rahrl das Seufzen nicht lassen und ist nicht so glücklich, wie er es sein könnte.

„Was fehlt dir?“ fragt sein Weib.

Aber Rahrl erzählt nicht, was sein Herz bedrückt.

„Was fehlt dir?“ forscht die junge Wirtin immer öfter und fängt an zu glauben, Rahrl sei mit ihr nicht glücklich, und weint.

Da erzählt ihr Rahrl alles . . .

Das junge Weib ist tief erschüttert, wie ein dunkler Schatten legt sich der Fluch der Raudup-Wirtin auf ihr sonniges Gemüt. Wird des Kindes Geist ihr wirklich Unglück bringen? Vielleicht in jenen schweren Stunden, welche in nicht allzu langer Zeit über sie kommen werden?

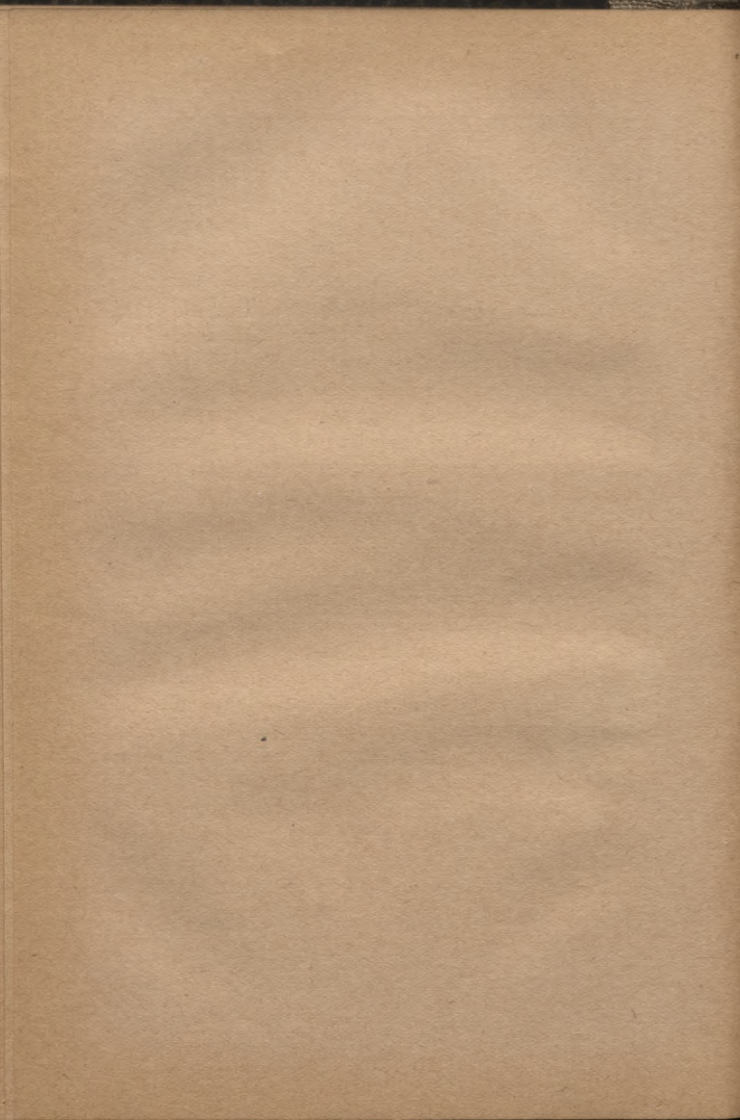
Ihr Herz bangt, und des Kindes blaue Augen, die sie nie gesehen, quälen auch sie . . .

Aber es geht alles glücklich vorüber, und als Rahrl ein rosiges Knäblein in den väterlichen Armen hält, da sieht es ihn an mit wunderbar blauen Augen, aus denen ihm ein ganzer Himmel von Glück und Versöhnung entgegenzuleuchten scheint. Und mit zitternder Hand legt er die junge Menschenknospe in die Wiege und beugt sich nieder auf sein junges Weib.

„Freue dich, Weibchen, der Fluch ist von uns genommen, er zürnt uns nicht, denn er ist zu uns zurückgekehrt.“

Die Eltern nennen ihren Erstgeborenen Matih's.

Gewitter



Alles, was unser Luther in der vierten Bitte als zur Leibesnahrung und -notdurft gehörend bezeichnet — alles das besaß der Koplain-Wirt, aber auch nicht mehr. Er war nicht reich, wie es die Leute von ihm behaupteten, auch nicht geizig, was sie ihm ebenfalls nachsagten. Durch weise Vergrößerung seiner geringen Einnahmen und Vermeidung jeglicher unnützen Ausgaben hatte er sich trotz der herrschenden schlechten Zeiten, nur vor der Notwendigkeit, Schulden zu machen, zu schützen gewußt, und war auf diese Weise in den Ruf des Reichtums sowohl als auch des Geizes geraten. Daß man ihn reich nannte, war ihm schon recht, und er widerstritt dem nicht, wenn derlei auch in seiner Gegenwart behauptet wurde, daß man ihn aber geizig schalt, verdroß ihn doch manches Mal, und er fühlte sich oftmals versucht, es den Leuten zu zeigen, wie unrecht sie mit dieser Behauptung hätten. Als besonnener Mann bedachte er sich jedoch immer wieder und tat nichts, um den Leuten eine andere Meinung von sich beizubringen. „Mögen sie doch nur schwachen,“ sagte er sich, „wenn ich nur mein Herz von diesem Laster frei weiß; besser ist's, von Reichtum und Geiz zu hören, als von Verschwendung und Schulden.“ Schulden! Ja, das war ein häßliches Wort, ein Wort, welches Koplain durchaus nicht leiden konnte. Schulden — das war der Name jener unbequemen Gäste, welche

aus seinem Hause zu vertreiben er lange Jahre hindurch sich saure Mühe hatte kosten lassen.

Denn er war nicht immer der „reiche“ Koplain gewesen. Es hatte eine Zeit gegeben, wo fast niemand gewußt hatte, ob ein Andreew Dsch — wer kümmert sich auch um einen einfachen Knecht? — im Gebiet sei oder nicht. Erst als er die Tochter des Koplain-Wirtes heiratete, und mehr noch, als er nach seines Schwiegervaters Tode das über die Mäßen verschuldete Koplain-Gesinde, eine unbedeutende Pachtstelle, übernahm — erst dann begann man ihn ein wenig mehr zu beachten.

Die Leute zerrissen und zersplissen sich damals die Köpfe, aus welchen Gründen wohl Dsch die Unmasse von Schulden auf seine Schultern lade. „Aus Dummheit,“ meinten die einen, „weil er auch einmal den Wirt spielen will,“ die anderen; alle jedoch kamen darin überein, daß er es länger als ein Jahr im Koplain-Gesinde nicht treiben werde. Aber er trieb es doch länger dort. Es vergingen ein, zwei Jahre, und Dschs Habe kam nicht unter den Hammer. Es vergingen noch einige Jahre, und siehe da — statt herab, begann es mit dem Koplain-Wirt bergan zu gehen. Statt der fünf Kühe standen jetzt sieben in seinem Viehstalle, drei Pferde nannte er sein, und die dem Gute zu zahlende Pachtschuld war auf die Hälfte ihrer früheren Höhe zusammengeschmolzen. Außerdem bezahlte er seine Dienstboten mit einer Pünktlichkeit, die seinem Schwiegervater durchaus fremd gewesen war und die den reichsten Wirten im Gebiet als Beispiel dienen konnte. Das war denn auch der Grund, weshalb Dsch nie über Mangel an Knechten und Mägden zu klagen brauchte, wie es sein Vorgänger beständig hatte tun müssen, sondern sich die besten Kräfte aussuchen konnte.

So kam es, daß das Koplain-Gesinde mehr und mehr in Ruf kam und Dsch, ehe er seine Schulden getilgt, schon wohlhabend, und als er keinen Gläubiger mehr hatte, reich genannt wurde. Und da im allgemeinen der Reiche auch als der Glückliche gepriesen wird, so konnte es nicht fehlen, daß auch Koplain als solcher angesehen und — beneidet wurde. Und in der That, Dsch fühlte sich auch nicht gerade unglücklich nach all den überstandenen schweren Zeiten, aber des Lebens ungetrübte Freude genoß er doch auch jetzt nicht, etwas gab's doch, was ihm manchen trüben Augenblick bereitete, manchen schweren Seufzer auspreßte, und diese Quelle des Kammers und der Sorge war sein Andreew, sein einziger Sohn. Wohl trug er des Vaters Taufnamen und dessen Züge, aber seinen Charakter hatte er nicht. An wem die Schuld lag, daß er leichtsinnig und liederlich geworden war — ob an dem Vater, der, mit der Noth kämpfend, mit dem Tilgen seiner Schulden sich abmühend, zu wenig acht auf die Erziehung seines Sohnes gegeben, ob an der Mutter, welche ihr einziges Kind zu sehr gehätschelt, zu wenig gezüchtigt, ob an Andreew selbst, der die Vermahnungen des Vaters, die freundlichen Belehrungen der Mutter in den Wind geschlagen hatte, — wer konnte das ermessen! Trug der Vater die Schuld, so litt er auch am meisten unter der Entdeckung dieser traurigen Tatsache, weniger oder gar nicht besorgt zeigte sich die Mutter, welche, wie ja meist eines einzigen Kindes Mutter, an die Unfehlbarkeit ihres Andreew glaubte und sich von diesem Glauben selbst durch seine Fehler nicht abbringen ließ, für deren jeden sie leicht eine passende Entschuldigung fand. Und um die Wahrheit zu sagen, so schlecht, daß er kein gutes Haar auf dem Haupte gehabt hätte, war Andreew auch

nicht. Nein. Er besaß manche schätzenswerte Eigenschaft. Eine derselben war schon z. B. sein Fleiß. In der Schule hatte er sich freilich nicht durch besonderen Eifer hervorgetan, dagegen arbeitete er zu Hause, daß es eine Freude war, ihm zuzusehen! Mit sechzehn Jahren füllte er bereits die Stelle eines vollständig erwachsenen Menschen aus und handhabte Pflug, Sense und Dreschflegel gleich einem Spielzeug. Neunzehn Jahre alt, war Andreew nicht besser und nicht schlechter als Hunderte seinesgleichen, die, ohne ein anderes Ziel zu kennen, ohne etwas anderes anzustreben, als die Befriedigung ihrer Sinne, dahinleben. Sobald sich ihm nur eine Gelegenheit bot, betrank er sich, war ein großer Liebhaber von Krugs- und dergleichen Freuden, besuchte jeden Klub¹⁾, spielte Karten, das heißt um Geld, wenn er welches hatte, und erlaubte seinem Herzen gern, sich in heimlicher Liebe zu irgendeinem Mädchen zu entflammen. Lange Zeit merkte der Vater von den üblen Eigenschaften seines Sohnes nichts, denn dieser wußte ihm alles, wovon ihm sein Instinkt sagte, daß es des Vaters Mißfallen erregen würde, geschickt zu verbergen. Und wie es oft geschieht, daß uns Fremde über den Stand unserer Angelegenheiten die Augen öffnen, so geschah es auch bei Koplain.

Von einem längeren Besuche heimkommend, kehrte er ermüdet in den Kirchenkrug ein, um sich zu erholen.

¹⁾ Mit diesem Namen bezeichnet in neuerer Zeit das Landvolk in vielen Gegenden einen Tanzabend, welcher von jedem ohne Mühe ausgerichtet werden kann, der über genügenden Raum zum Tanzen und einen Musikanten verfügt. Den Geladenen — man darf auch hingehen, ohne eingeladen zu sein — wird nichts verabreicht. Es gibt einen „trockenen“ und einen „nassen“ Klub: letzterer wird gewöhnlich im Krüge abgehalten.

Der Abend brach schon herein. Nachdem er in der Krugstube eine Weile gegessen, wollte er sich wieder erheben und fortgehen, als zwei junge Menschen eintraten, ein paar Flaschen Bier verlangten und, ohne ihn zu erkennen, vielleicht auch ohne ihn zu bemerken, sich in Dschs Nähe setzten und zu plaudern begannen.

„Aber sage mir doch, Paul,“ sprach der eine, nachdem sie eine Weile über allerhand gleichgültige Dinge geschwätzt hatten, und dämpfte seine Stimme bis zum Geflüster, „wie steht es mit Dsen? Du lebst ja in seiner Nachbarschaft und wirst gehört haben, ob er schon gesund ist? Wahrscheinlich wohl noch nicht?“

„Wer gibt das?“ lachte der Angeredete leise, „eine solche Scharte heilt nicht so leicht, wenn sie noch dazu im Kopfe eines Schneiders sitzt!“

„Na, auch im Kopfe eines anderen Menschen würde ein solches Loch sobald nicht verheilen,“ sagte der erste, „das hieß in Wahrheit gut gegeben! War auch nötig. Dsen fing auch an, sich zu hochnäsiger zu betragen. Und weshalb schwänzelte er denn den ganzen Abend um Marija Leepstahj, er wußte es doch recht gut, daß sie des jungen Dsch Geliebte war!“

„Geh, frag einmal,“ versetzte der andere, „es war eine Dummheit von ihm, als ob Mangel an Mädchen wäre! Aber es ist nur ein Glück, daß niemand außer uns beiden weiß, wer an dem Malheur schuld ist, sonst würde es Andreew schlimm gehen. Ich glaube es sicher, daß ihm der Vater zwei solche Löcher in den Kopf schlagen würde, wenn er es erführe; ich kenne ihn wohl, lebte bei ihm ein Jahr als Knecht.“

„Ja,“ sagte der erste, „da werde ein anderer daraus klug! Alle Welt hält den Alten für verständig, streng und

so sparsam, daß er einen Kopfen dreimal herumdrehe, ehe er ihn aus der Hand gebe — und der Sohn legt los, daß es eine Art hat! Wie kommt das, Paul?“

Paul lachte herzlich auf, leerte sein Glas und strich seinen flaumigen Schnurrbart zurecht.

„Wie das kommt, Mahrz?“ wiederholte er; „na, das ist auch eine Frage! Der Vater weiß einfach von allem nichts. Du hast keine Alten und weißt deshalb nicht, wie leicht sie sich durch allerhand Dummheiten betölpeln lassen. Besonders noch die Mütter! Bei Gott, über die meinige kann ich nicht klagen, aber Andreews Mutter ist ein Goldstück! Zusammen mit dem Sohne machen sie beide den Alten völlig blind; nun, verstehst du es jetzt?“

Mahrz lächelte und schüttelte den Kopf.

„Wenn auch,“ sagte er, „aber soviel Geld, wieviel man Andreew verbrauchen sieht, wird ihm sein Vater niemals geben!“

„Aber du bist mir vernagelt!“ rief Paul aus. „Verdient denn Andreew gar nichts? Und als ob der Sohn eines solchen Wirtes nicht überall Kredit hätte! Die Alte gibt, was sie kann, und wenn das nicht ausreicht — nun, was ist da zu machen?“ . . . Und sich zu Mahrz heraneugend fuhr er ganz leise fort: „Als Freund kenne ich den Stand seiner Angelegenheiten ganz genau und weiß, daß du es nicht weitererzählen wirst: Andreew schuldet unserem Krüger hier bereits dreiundzwanzig —“

Er vollendete den Satz nicht, sondern rieb schnell den Daumen seiner Rechten an deren Zeigefinger und lächelte.

„Wirklich?“ wunderte sich Mahrz.

Roplain erhob sich und verließ die Krugstube.

Als am folgenden Tage der Wirt und die Wirtin sich

allein befanden, erzählte er der Frau das gestern Gehörte wieder. „Was sagst du dazu?“ fragte er ernst und traurig.

Die Wirtin begann zu weinen.

„Glaubst du denn auch all dem, was die Leute schwätzen?“ sagte sie, „kann unser Andreew fähig sein, solche Räuberstücke auszuführen? Ach Gott, ach Gott, welch schlimme Menschen, welch schlimme Zungen! Was hat nur unser Sohn den Leuten Böses getan, daß sie so von ihm sprechen?“

„Laß uns Andreew selbst über die Sache befragen,“ sprach Koplain, öffnete das Fenster und rief nach seinem Sohne, welcher im Gehöft Holz spaltete.

Er kam herein. Ein schöner, kräftig gebauter Jüngling, auf den jedes Elternpaar hätte stolz sein können.

„Hast du am vergangenen Sonntage Dsen im Klub getroffen?“ fragte der Vater.

Andreew blickte den Vater und dann die Mutter an, welche sich mit einem Schürzenzipfel die Augen trocknete, und erwiderte mit unsicherer Stimme:

„Ja.“

„Nun, so wirst du es wohl auch wissen, wer ihm den Kopf zerschlagen hat?“

Der Sohn versuchte des Vaters strengen, forschenden Blick auszuhalten, indem er antwortete:

„Den Kopf zerschlagen? Davon weiß ich nichts.“

Koplain stieg das Blut in die Wangen.

„So, davon weißt du nichts? Nun, so weiß ich mehr als du: du selbst hast die Heldentat vollbracht!“ sagte er.

„Wer dir das erzählt hat, der hat gelogen,“ versetzte Andreew dreist; „ich sage dir noch einmal, ich habe Dsen nicht geschlagen!“

„Lügner, du!“ fuhr der Vater auf, „entblödest du dich nicht, mir ins Gesicht zu lügen, werde ich vielleicht Zeugen holen müssen?“

„Wenn du von Zeugen sprichst, so kannst du nur falsche meinen,“ versetzte Andreew, der erprobten Verschwiegenheit seiner Freunde gedenkend.

„Schamloses Kind!“ rief der Vater zornbeugend aus und schlug Andreew auf die Wange, „ist Paul Puhlit etwa ein falscher Zeuge, sprich?“

„Andreew, Andreew, leugne nicht länger, wenn du schuldig bist,“ flehte jetzt die Mutter, sich zwischen Vater und Sohn stellend, um etwaige weitere Tätlichkeiten zu verhindern, „erzürne den Vater nicht noch mehr. Antworte deiner Mutter, die dich fragt: hast du den Dsen geschlagen?“

„Ja,“ erwiderte Andreew kaum hörbar, mit freideckenden Lippen.

Die Mutter sank auf einen Stuhl und barg ihr Gesicht hinter der Schürze.

„Mit was für einer Geliebten hast du an jenem Abend am meisten getanzt?“ forschte der Vater weiter, besonderen Nachdruck auf das Wort Geliebte legend.

„Mit Marija Leepfahj.“

Osch lachte bitter auf.

„Hörst du, Marija,“ sagte er zu seiner Frau gewandt, „hörst du, welches die Tänzerinnen deines ehrbaren Sohnes sind? Zwei Kinder hat diese Geliebte schon, willst du der Vater des dritten sein?“

Andreew schwieg still. Die Mutter begann heftig zu schluchzen.

„Wenn man mit so feinen Damen Verkehr hat, so kann man unmöglich mit so wenig Geld auskommen, als

du bisher von mir erhalten hast — wie steht es um deine Ausgaben, deine — Schulden?“

Andreew wandte sich ab und antwortete nicht.

„Wie steht es um deine Schulden, rede!“ wiederholte der Vater.

„Du weißt es ja schon, wozu fragst du denn noch?“ entgegnete kleinlaut der Sohn.

„Ich will es aber aus deinem eigenen Munde hören, vielleicht bin ich auch in diesem Punkte falsch berichtet.“

Eine Weile stand Andreew stumm da, sein Gesicht glühte wie im Feuer, seine Blicke hasteten scheu am Boden. Dann trat er, ohne die Augen zu erheben, mit einer hastigen Bewegung an den Vater heran und ergriff dessen Hand.

„Vater, lieber Vater, vergib mir nur noch diesmal,“ bat er mit tränenvoller Stimme, „ich weiß selbst nicht, wie das alles gekommen, mein verfluchter Leichtsinn hat mich soweit getrieben — aber ich verspreche dir — ein anderes Mal, in Zukunft — nie mehr Schulden — in Zukunft will ich ordentlich sein —.“

Tränen stürzten aus seinen Augen, er warf sich auf ein Bett und schluchzte.

„Vergib ihm doch!“ bat die Wirtin. Doch dieser mütterlichen Bitte hätte es nicht bedurft. Tränen der Reue sind das beste Wasser, um die Flammen des Zornes zu löschen. Auch bei Osch erloschen sie schnell, angesichts der tiefen Zerknirschung seines Sohnes. Er trat an das Bett, legte die Hand auf Andreews Schulter und sagte:

„Gut, ich will dir glauben, mein Sohn. Doch sei auch ein Mann und halte dein Wort. Gar leicht vergißt man in solchen Augenblicken gegebene Versprechungen — ich hoffe, daß dies bei dir nicht der Fall sein wird. Be-

denke auch, daß wir nicht so reich sind, als wir gelten, und richte deine Ausgaben in Zukunft nicht nach unserem Ruf, sondern nach unserem wirklichen Vermögen ein.“ —

Diese Worte waren die ersten und die letzten in dieser Angelegenheit. Die Krugschuld wurde ohne weitere Vorwürfe getilgt und Vater und Sohn lebten wieder im besten Einvernehmen miteinander. Andreew, überwältigt durch die väterliche Milde, war wie verwandelt. Er besuchte keinen Klub mehr, blieb nicht mehr Sonntags nach dem Gottesdienste „im Gespräch mit Freunden“ bis zum späten Abend im Kirchenfruge, ging nicht mehr zu den Nachbarn, „die Zeitungen zu lesen“, hatte sich mit einem Wort wirklich gebessert. So verging mehr als ein halbes Jahr. Koplains Herz wurde von Tag zu Tag leichter, sein Auge glänzte vor Freude, wenn er die schöne, von Gesundheit strotzende Gestalt seines Sohnes ansah, welcher jetzt in allem das verjüngte Ebenbild des Vaters zu werden versprach. Auch die Mutter freute sich, aber nicht über Andreews Besserung, deren bedurfte er ja nicht, sondern über den schönen Einklang, welcher jetzt zwischen Vater und Sohn herrschte.

*

Im Herbst wurde von einigen Knechten ein großartiger Klub arrangiert. Man erzählte sich, daß zwei Hirschenhöfische Kolonisten, aus der musikalischen Familie Märk, mit Klarinetten, und zwei Letten, der eine mit einer Violine, der andere mit einem Baß, den Abend verherrlichen würden. Schon Wochen vorher wurden die Einladungen erlassen. Auch Andreew wurde aufgefordert. Weshalb sollte er auch nicht nach längerer Zeit wieder einmal hingehen, um seine Füße nach den Klängen einer

so prächtigen Musik zu regen! Er sprach mit der Mutter, sie möge dem Vater sagen, daß er auch den Klub besuchen würde. Selbst es zu tun, scheute er sich.

„Ich habe nichts dawider, magst hingehen,“ sagte der Vater zu Andreew. „Wo anders als in den Klubs kann sich auch ein junger Mensch ein frohes Stündchen suchen, wenn unser verschlafenes Gebiet weder einen Verein — außer dem Feuerversicherungsverein — noch eine Büchersammlung besitzt, wo man seine freie Zeit auf nützliche und angenehme Art verbringen könnte! — Bleibe jedoch nicht bis zum Morgen, sondern sei schon vor Mitternacht zu Hause — ich werde dich erwarten,“ fügte er bestimmt hinzu.

Andreew versprach es.

Im Klub empfingen ihn seine alten Freunde mit unverstellter Freude. Paul Puhlit, welcher seinen Freund schon längst darüber aufgeklärt hatte, wie der Vater hinter dessen Geheimnisse gekommen war, stellte ihm sofort ein halbes Duzend ihm unbekannter Geliebten vor, und Schneider Dsen — Handwerker sind die eifrigsten Förderer der Klubs und fehlen daher auf keinem derselben — schloß mit ihm in aller Form Frieden. Die Musik war gut, das heißt rauschend und taktfest, mehr Eigenschaften braucht gute ländliche Musik nicht zu haben, und die Fröhlichkeit groß und allgemein. Um Mitternacht hatte sie ihren Höhepunkt erreicht. Andreew hatte noch keine Lust, nach Hause zu gehen. Sich draußen die vom Tanzen glühende Stirn fühlend, dachte er, was er tun solle. Das dem Vater gegebene Wort brechen? Nein, das durfte er nicht. Aber inmitten dieses Jubels, dieser fröhlichen Musik, erschien ihm des Vaters Befehl kalt und zwecklos. Weshalb durfte er nicht bis zum Schluß des Klubs bleiben? . . . Da näherte sich ihm Paul. —

„Aber Heide, wo lebst, wo stedsst du?“ rief er aus.
„Soeben beginnt die Française und du mußt mein
Visavis sein. Komm — eine Geliebte habe ich auch
schon für dich besorgt, die Krone des heutigen Abends,
die schöne Mada Ssehtmal.“

„Ich muß nach Hause,“ entgegnete Andreew.

„Oho! was soll denn das heißen?“ fragte Paul über-
rascht. „Du bist doch nicht etwa krank geworden, was?“

„Krank! — Krank bin ich nicht.“

„Na, was denn? Berrissen hast du dich doch auch mit
niemand?“

„Ich bin schon ermüdet,“ sagte Andreew.

„Sprich doch keine Albernheiten!“ versetzte Paul
ärgerlich, „ein Kerl wie ein Riese und schon ermüdet.
Lächerlich! Erzähle lieber die Wahrheit und sage, daß
dich dein Alter mit der Rute in der Hand zu Hause er-
wartet. Ist es nicht so?“

Wenn es nicht so dunkel gewesen wäre, so hätte Paul
bemerken können, wie sein Freund über und über rot
wurde, so aber hörte er nur, wie Andreew kurz auflachte
und antwortete:

„Der Alte mit der Rute in der Hand! Wie soll ich
das verstehen? Was meinst du damit? Und Pauls Arm
ergreifend, wandte er sich wieder dem Tanzraume zu,
um mit der schönen Mada die Française zu beginnen.

Der Tag begann bereits zu grauen, als Andreew
nach Hause kam. Er hatte die schöne Mada eine gute
Strecke begleitet und für seinen Ritterdienst drei oder
vier Küsse erhalten, welche ihn außerordentlich froh ge-
stimmt hatten. Je mehr er jedoch sich dem Koplain-
Gesinde näherte, je mehr sank seine heitere Laune, und
indem er in das vordere Wirtszimmer trat, fiel es ihm

wie ein Stein auf das Herz. Obwohl Andreew die Thür leise geöffnet hatte und die Eltern in dem hinteren Zimmer schliefen, so hatte der Vater doch sein Kommen gehört. Er steckte den Kopf durch die Thüröffnung, sah Andreew einen Augenblick an, schloß dann die Thür, und Andreew hörte, wie er sich heftig ins Bett zurückwarf.

Als Andreew ausgeschlafen hatte und um die Mittagszeit aufgestanden war, trat der Vater zu ihm in das Zimmer. Nachdem er eine Weile den Sohn stumm gemustert hatte, sagte er in strengem Tone:

„Weshalb kamst du nicht zur Zeit nach Hause? Du versprachst es doch! — Daß dieses das letztemal sei, wo du meinem Befehl nicht gehorchst. Ich werde sonst gezwungen sein, anders mit dir zu verfahren. Laß dir das gesagt sein!“

Damit verließ er Andreew, welcher froh war, daß der Verweis so kurz ausfiel; er hatte sich auf einen viel längeren und strengerem gefaßt gemacht. Und doch konnte er eine gewisse Bitterkeit gegen den Vater nicht unterdrücken. Was war es denn für ein großes Unglück, daß er über die bestimmte Zeit geblieben war? Der Vater wußte es doch, daß der Klub nicht im Krüge, sondern im Hause eines ordentlichen Wirtes stattgefunden, wo man sich weder betrinken durfte noch konnte! Und dazu hatte er so lange Zeit sich ordentlich gehalten! Das hätte der Vater wohl erwägen sollen, ehe er so harte Worte gegen Andreew aussprach! „Sonst werde ich gezwungen sein, anders mit dir zu verfahren“ . . . Was hatte er damit sagen wollen? Er wollte doch nicht wirklich „die Rute“ in die Hand nehmen? . . .

Am folgenden Sonntage zog Andreew seine Sonntagskleider an, um Paul einen Besuch abzustatten. Denn

das, was der Freund ihm frei ins Gesicht gesagt hatte, daß er wahrscheinlich seit der blutigen Geschichte mit Osen unter des Vaters Zuchtrute stehe, das hatte er von anderen in mehr oder minder verblümter und spöttischer Weise auch hören müssen, und da er sich durch derlei Anspielungen verletzt fühlte, so wollte er zeigen, daß er ebenso frei sei wie früher.

„Wohin gehst du?“ fragte ihn der Vater, welcher bemerkt hatte, daß er sich in der Klete anleidete. „Zu Paul,“ versetzte Andrew. „Er bekommt die ‚Balls‘, und ich habe jetzt lange keine Zeitung gelesen.“

„Weißt du, Andrew,“ sprach Osch, und ging einige Male in der Klete auf und nieder, „ich habe dir schon immer etwas sagen wollen: mir gefällt deine Freundschaft mit Paul gar nicht. Er ist als höchst leichtsinnig verschrien, und ich weiß, daß es wahr ist. Es wäre daher besser, wenn du nicht mit ihm verkehrtest. Willst du dich jedoch von ihm, als von einem alten Schulfreunde, nicht ganz lossagen, nun, so möge er dich hier besuchen. Ich werde nichts dagegen einwenden. Es sieht übrigens auch besser aus, daß er dich besucht und nicht du ihn, denn du bist eines Wirtes Sohn, er aber ist nur ein einfacher Knecht. Was die Zeitung betrifft, so werde ich übermorgen nach Riga fahren und dir die ‚Balls‘ oder welches Blatt du willst, kommen lassen, an dem du dich dann sattlesen kannst. Ohne Zeitung kann man ja auch nicht auskommen, man lebt wie im Sacke!“

Zu dem Tropfen Bitterkeit, welcher sich schon in dem Herzen Andrews befand, kam jetzt ein zweiter hinzu, den selbst die Freude über die in Aussicht gestellte Zeitung nicht versüßen konnte. Nun verbot ihm gar der Vater, seine Freunde zu besuchen! Was würde nicht noch

kommen! . . . Aber er gehorchte und legte die Sonntagskleider, nachdem er etwas entgegnet hatte, wieder ab.

„Aber was soll ich denn jetzt zu Hause anfangen?“ sagte er halblaut zu sich, und hängte die Kleider in den Schrank.

„Mein Lieber, was hast du denn an anderen Sonntagen getan?“ sprach der Vater, „du könntest wohl auch einmal das Gesangbuch oder die Bibel zur Hand nehmen — eine Schande wäre das nicht!“

Der Sohn wandte sich ab, damit der Vater nicht sein Lächeln bemerkte. Wollte der Alte wirklich ein altes Weib aus ihm machen! Ins Zimmer gekommen, fing er mit dem Knecht Adam an, „um Zündhölzchen“ zu spielen.

Die Woche verging. Am Sonntage war der Vater noch nicht aus der Stadt zurück. Andrew ging allein zur Kirche. Nach dem Gottesdienste traf er im Krüge Paul.

„Nun, weshalb liebst du mich am vergangenen Sonntag umsonst auf dich warten?“ war das erste, was dieser ihn fragte.

„Was soll man tun?“ antwortete Andrew, „wenn der Vogel im Bauer sitzt und das Bauer verschlossen ist, wie soll er dann entkommen?“

„So! Also du stehst allen Ernstes unter polizeilicher Aufsicht, nun, ich gratuliere!“ rief Paul aus. „Aber was ist deinem Alten eigentlich eingefallen, Andrew?“

„Geh, frag ihn! Er fängt nachgerade an, mich wie ein kleines Kind zu behandeln! Ich wollte wohl keinem davon etwas erzählen, aber vor dir habe ich von jeher keine Geheimnisse gehabt, und so sollst du es wissen.“

Und Andrew klagte dem Freunde sein Leid, indem er ihm ohne Rückhalt alles erzählte, was zwischen ihm und seinem Vater vorgefallen war.

„Wahrhaftig, ein komischer Kauz, dein Alter!“ wunderte sich Paul. „Will er dich zum Mönch machen? Und die Freundschaft mit mir findet er auch anstößig? Na! — Aber dich zu besuchen erlaubt er mir doch! Was sollen wir jedoch bei dir anstellen? In Gegenwart deiner Alten können doch junge Leute wie wir, nichts Vernünftiges vorbringen. Alte haben ihre Rede, junge ihre! — Aber laß uns nicht so trocken dastehen, wie Heringe ohne Lake. Wer weiß, wann sich uns wieder so günstige Gelegenheit bietet, ein Glas Bier zusammen zu trinken. Und ohne dich, glaub’ oder glaub’s nicht, schmeckt mir nichts halb so, als mit dir! Hast du Geld?“

Andrew errötete und antwortete: „Nein.“

„Dacht’ ich’s doch!“ lachte Paul, „der Alte ist nicht so dumm, den einen Flügel zu stutzen und den anderen nicht. Sei jedoch ruhig. Solange ich noch habe, hast du auch! Meine Alte hat Lämmer verkauft und als christliche Mutter mich dabei nicht vergessen. Sieh her!“ Und er zog aus der Tasche seines Beinkleides drei zerknitterte Einrubelscheine.

„Aber das ist auch meine ganze augenblickliche Habe,“ fuhr er fort, „du bekommst nicht einen roten Groschen vom Wirt, welcher jetzt Geld für die Herbstpacht sammelt. Ich denke jedoch, daß dies für heute abend genügen wird.“

Es genügte. Nein, es blieb sogar noch etwas übrig. Als spät um Mitternacht die Freunde Arm in Arm den Krug verließen, kimperten noch fünfzehn oder zwanzig Kopfen in Pauls Tasche.

„Wahrhaftig, du bist der beste Kerl auf der ganzen Welt!“ sprach Andrew unterwegs mit halbsteifer Zunge, „bei Gott, der allertreueste, obwohl du daran schuld bist, daß ich in das verdammte Pech geraten bin — bei Gott!“

„Glaub's mir,“ beteuerte Paul mit ebensolcher Zunge, „glaub's mir, daß durch mich nie und nimmermehr die geringste Angelegenheit über dich kommen wird — nie und nimmermehr! Und dafür werde ich schon sorgen, daß wir noch manches Mal, außer in Koplain, zusammenkommen, trotz deines wunderlichen Altes! — Wer konnte auch ahnen, daß die Wände Ohren haben!“

Als die Freunde scheiden mußten, erneuerten sie nochmals die Freundschaftsversicherungen.

„Leb' wohl, Brüderchen!“ rief Andreew und schüttelte heftig Pauls Hand.

„Leb' wohl!“ erwiderte dieser und umarmte Andreew.

„Freund auf ewig!“

„Freund auf ewig!“ wiederholte Paul.

Nachdem sie sich ein paarmal geräuschvoll geküßt hatten, trennten sie sich, und jeder ging seines Weges.

*

„Wann kamst du gestern nach Hause?“ fragte die Mutter am Montagmorgen Andreew, eine Schüssel Grüke im Wirtszimmer für ihn auf den Tisch stellend, „ich hörte dich nicht.“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Sohn kurz, mit dem Löffel in der Grüke, welche ihm ganz widerlich vorkam, herumrührend, „was wäre dann?“

„Nichts, ich dachte bloß, daß der Vater, wenn er erführe, du habest gestern so lange im Krüge gegessen, wieder sehr böse sein würde. Du hättest das nicht tun sollen, Andreewin.“

„Nicht tun sollen!“ fuhr Andreew heftig auf, dessen Sinne sich von dem nächtlichen Rausche noch immer nicht völlig beruhigt hatten, und warf den Löffel auf den Tisch,

„nicht tun sollen! Was hab' ich denn getan? was verbrochen? Fängst du jetzt auch an, gleich dem Vater, über mich herzufallen? Einmal in einem halben Jahre bleibe ich länger aus dem Hause, und gleich werde ich mit Borwürfen überhäuft! Wollt ihr denn wirklich, daß ich zu Hause faulen soll, die alten Weiber hinterm Ofen hervorjagen und mich selbst dorthin hocken?“

„Zanke doch nicht, zanke nicht,“ suchte die Mutter Andreew zu beruhigen, hob den Löffel, der auf die Erde gefallen war, auf, wischte ihn sorgsam ab und steckte ihn wieder in die Grütze. „Ich sage ja auch von meiner Seite nichts, wenn nur nicht der Vater —“

„Der Vater!“ unterbrach Andreew die Mutter, sprach aber in gelinderem Tone als vorhin, „was will der Vater eigentlich von mir? Alle Welt lacht, daß man aus mir einen Mönch machen wolle, daß man mich in einem Faß halte und durch's Spundloch füttere! Bei Gott! Wenn man in der Jugend nicht einen frohen Augenblick genießen soll, wann ist denn die Zeit dazu? Auf Krüden werde ich nimmermehr zum Krüge laufen, auf drei Beinen nicht tanzen! — Ich habe gestern mit Paul einige Flaschen Bier und ein paar Schnäpse getrunken — wem hat das Schaden gebracht? Bin ich dadurch schlechter geworden? Hat meine Gesundheit darunter gelitten? Ich war heute morgen ebenso wie alle anderen bei der Arbeit und habe sogar mehr verrichtet, als jeder einzelne von ihnen. Bliß' mich, bliß' Adam an, des Vaters lieben Knecht, der keine Nacht ohne Schlaf verbracht hat — wie sieht er aus, wie ich! Wie eine Gräte im Vergleich zum Fisch . . . Und wenn ich allein so leben würde! Von meinen Bekannten ist jedoch keiner besser als ich, ausgenommen Adam, einen Menschen, an dem sich der Herrgott auch versehen, indem

er nicht ein Weib aus ihm gemacht hat. Und keinen Vater, keine Mutter hört man so unzufrieden mit ihrem Kinde sein, als euch mit mir!“

„Sage nicht euch,“ sprach die Mutter in begütigendem Tone, „ich habe ja niemals gesagt, daß ich mit dir unzufrieden sei. Es ist ja wahr, vergeht die Jugend ohne Freude, das Alter bringt keine mehr, ich sehe es bei mir selbst. Aber ich habe nur Furcht, daß du dich nicht wieder mit dem Vater verfeindest, und deshalb sprach ich.“

Diese Furcht war denn auch die Ursache, weshalb der Vater, heimgekehrt, nichts von Andreews Zusammen treffen mit Paul erfuhr. Die Mutter schwieg davon vollständig, und wer anders sollte dem Vater davon Mittheilung machen? Das Gesinde, einschließlich des guten Adam, gewiß nicht. Weshalb sollte es sich in die Familienangelegenheiten des Wirtes mengen? Was konnte daraus Gutes entstehen? Des Wirtes Zorn gegen die Seinigen, der Wirtin und Andreews Feindschaft gegen das Gesinde, wären die Folgen solcher Plapperhaftigkeiten gewesen. Man muß eben zu leben wissen!

Und so geschah es denn oft und öfter, daß Andrew, während der Vater in diesen und jenen Geschäften aus dem Hause war, zusammen mit Paul bald den Krug, bald ihre Schätze, bald die trockenen, bald die nassen Klubs besuchte. Aber das fing auch an zu geschehen, während der Vater zu Hause war. Er erlaubte ja dem Sohne, die Klubs zu besuchen, und dieser war jezt so klug, zur bestimmten Zeit zu Hause zu sein. Aber kann man, während man zum Klub geht, sich nicht verirren und anderswo hingeraten? Genügte es nicht manchmal, daß man sich nur, um den Schein zu wahren, im Klub ein wenig zeigte und gleich darauf wieder verschwand . . .

Und dann schlief ja Andreew in seinem eigenen Zimmer und sah eines Tages, wie die Kaze durch dessen geöffnetes Fenster herein- und hinausprang . . .

Ja, so kam es, daß Andreew, während sein Vater immer froheren Sinnes in die Zukunft schaute, immer fester und fester umschlungen wurde von den Fesseln der Leichtfertigkeit, immer weiter sich von dem Wege entfernte, auf welchem ihn Koplain wandeln wähnte.

Wohl erhob sich manchmal in seiner Brust eine drohende Stimme, die sprach: du tust nicht recht, indem du den Vater so hintergehst, wohl schlug ihm manchmal seltsam das Herz, wenn er dem ahnungslosen Vater schamlose Lügen aufstischte; aber dann beruhigte er sich wieder schnell, indem er sich sagte, daß der Alte ihn ja selbst zu all dem zwingt, indem er ihm Genüsse untersage, zu welchen ihn seine Jugend berechtige.

Aber so ganz konnte er sein Gewissen doch nicht beschwichtigen, wie ehemals. Wenn er früher etwas vor dem Vater verborgen hatte, so hatte er sich mit dem Gedanken beruhigen können, daß er vielleicht, wenn er es auch erführe, nicht zürnen würde. Jetzt wußte es Andreew genau, daß er gegen das feste Gebot seines Vaters handelte.

✱

Es war wieder Sommer, der Vorabend eines großen Marktes. Die umherliegenden Krüge waren voll von Zigeunern, Viehhändlern und allerlei Volk, welche alle vom morgenden Tage auf ehrliche oder unehrliche Art zu profitieren hofften. Auch der dem Koplain-Gesinde nahegelegene Kirchentrug wimmelte von Menschen.

Koplain war nicht zu Hause, sondern in der Stadt. Beim Fortfahren hatte er dem Sohne wiederholt an-

gesagt, falls er nicht zurück sein sollte, in den Nächten vor und nach dem Markte die Pferde streng zu bewachen, denn bekanntermaßen gehen die Pferdediebe in diesen Nächten am eifrigsten ihrem Handwerk nach. Deshalb hing auch, als Andreew und Adam in der Dämmerung die Pferde zur Nachthut ritten, letzterem eine Flinte über der Schulter.

„Was glänzt da wie Silber?“ sagte Adam, längs dem Brunnen reitend, von welchem, wegen seiner großen Entfernung vom Hause, das Wasser nur zum Kochen der Speisen und zum Trinken geholt wurde, „es scheint Geld zu sein.“

„Es ist ein Schlüssel,“ erwiderte Andreew, vom Pferde springend und den Gegenstand aufhebend, „unseres Schrankes Schlüssel — die Mutter wird ihn verloren haben.“

Er steckte ihn in die Tasche.

„Ich werde hohen Finderlohn verlangen, wenn es eures Geldschrankes Schlüssel ist,“ scherzte Adam, sich umwendend.

„Ich weiß nicht, ob du das können wirst, wenn der Finderlohn sich nach dem Gelde wird richten müssen, welches hinter dem Schlüssel liegt.“

„Nun, ein paar Hunderte befinden sich doch wenigstens hinter ihm!“

„Kann nicht sagen, Du weißt ja, der Vater hält mich für einen schlechten Geldzähler und tut es daher immer selbst!“ lachte Andreew. —

Als die eisernen Koppeln den Pferden angelegt waren und Adam ein Feuer angemacht hatte, sagte Andreew nach einer Weile:

„Weißt du was, Adam? Sei so gut und bleib ein

Stündchen allein bei den Pferden. Ich möchte gern einen Augenblick zum Krüge hinlaufen und nachsehen, wie bunt es dort hergeht. Es ist ja nicht weit, und der Teufel wird die Pferde unterdessen nicht holen! Verschlafen bist du auch nicht, und ich werde dir dafür wieder ein anderes Mal gern zu Willen sein."

"Heute abend solltest du nicht gehen!" versetzte Adam.

"Wieso? Warum nicht? Hast du Angst vor Dieben?"

"Das nun wohl nicht, wozu hab' ich denn diese," — er schlug auf die Flinte — „hier mit! Aber mir scheint es, daß wir Gewitter bekommen werden. Die Luft ist sehr drückend und — sieh dorthin!" Er zeigte nach Südwesten, wo ein düsteres Gewölk am Horizont hing. „Der Regen wird dich unterwegs überraschen und du hast nichts als einen dünnen Rock an."

"Ach, bis dieser Plunder in die Höhe gestiegen ist, bin ich schon zurück, er bewegt sich ja fast gar nicht!"

"Der Gang solcher Wolken ist nicht zu berechnen," erwiderte Adam, dürres Holz ins Feuer werfend, „sie können schnell den Himmel überziehen. Bleib lieber, komm, krieche unter meinen sicheren, dicken Mantel und laß uns plaudern — was kann's denn da auch zu sehen geben!"

"Gesteh lieber die Wahrheit: dir bangt vor Dieben!" sagte Andreew.

"Meinetwegen, so geh, wenn du das denkst!" rief der Knecht aus, ein wenig ärgerlich darüber, daß man seinen Mut in Zweifel zog.

"Nun denn: auf Wiedersehen!" sprach Andreew und eilte fort.

Die Nacht war so still, daß Adam seinen festen Schritt noch lange vernehmen konnte.

„Das Gewitter wird ihn überraschen,“ sprach er zu sich selbst, „heute dieses, über kurz oder lang ein anderes, denn so kann es nicht lange gehen. Armer Junge, arme Eltern!“ Er seufzte auf und versank, in das Feuer starrend, in Gedanken. —

Nachdem er ungefähr eine halbe Werst gegangen war, blieb Andreew plötzlich vor einer großen Tanne stehen, deren untere Zweige fast die Erde berührten. Forschend blickte er durch dieselben, es war jedoch schon so dunkel, daß man fast nichts mehr unterscheiden konnte.

„Guten Abend!“ sagte da eine Stimme, und die Gestalt Pauls löste sich von dem Stamme des Baumes los. „Aber du läßt mal lange warten! Ich dachte schon, du würdest gar nicht kommen!“

„Heidenmensch, wie konnte dir das in den Sinn kommen? Wann hab' ich dir schon mein Wort gebrochen, was?“ versetzte Andreew, des Freundes Hand schüttelnd, „wenn mich Adam nicht beurlaubt hätte, was er beinahe auch nicht wollte, so wäre ich wenigstens gekommen, es dir zu sagen!“

„Und allein würde ich nicht zum Krüge gehen,“ sprach Paul, „aus zwei Gründen nicht; erstens hab' ich ver-teufelt wenig Geld, und zweitens, ohne dich — du weißt schon!“ Und vertraulich sich an Andreews Arm hängend, fing er an zu gehen.

„Wie steht's um deine Kasse?“ fragte er nach einer Weile.

„Man kann sich in ihrem Boden spiegeln!“ lachte Andreew, „schauderhafte, nie dagewesene Ebbe! Nur mit Müß' und Not hab ich einige Lehmstücke zusammen-tragen können, von denen ich jedoch hoffe, daß sie uns heute abend die Köpfe warm machen werden!“

„Nein, das meinte ich nicht!“ sprach Paul, den Freund zu langsamerem Gehen zwingend. „Das ist sehr schlimm! Hör', was ich dir schon neulich mitzuteilen vergaß: Marija Leepkobj muß verrückt geworden sein! Denke dir, sie trug mir auf, da sie dich gar nicht mehr zu Gesicht bekomme, dir zu sagen, daß sie nicht länger auf die anderen fünfzig Rubel, die du ihr versprochen hast, warten wolle — denke dir, nicht länger als bis Martini! Du mögest das Geld hernehmen, wo du wollest, und wenn du nicht zahlst, so geht sie zum Vater!“

„Ist sie nicht gescheit!“ rief plötzlich Andreew erschrocken aus und blieb stehen, „wahrhaftig, die Person ist toll geworden! Wo soll ich soviel Geld herreißen in so leeren Zeiten?“

„Ich stellte ihr das ja auch vor,“ versetzte Paul, „sie erwiderte jedoch, daß sie das nichts angehe, sie habe lange genug gewartet und jetzt dringend Geld nötig.“

„Bei Gott, dann geht's mir schlimm! Aber wie kommt sie zu dieser greulichen Drohung? Ob nicht jemand sie gegen mich aufgestachelt hat? ... So viel Geld! Fünfzig Rubel zu schaffen, wo ich nicht weiß, wo fünfzig Kopfen herzunehmen! Auf deine Hilfe kann ich ja auch nicht mehr rechnen?“

„Leider nein,“ erwiderte Paul trübe, „du weißt, wie schwer es mir ankam, die ersten fünfzig für dich zusammenzutragen — und damals waren bessere Zeiten. Zwar habe ich wohl noch einige Rubel bei meinen alten Wirten ausstehen, aber die zu bekommen ist jetzt ganz unmöglich. Dazu sieht mir selbst das Pech auf dem Halse — werde wahrscheinlich Mada Sjehtmal heiraten!“

„Geh doch, geh!“

„Was soll man machen, schlechte Zeiten!“

„Pech, furchtbares Pech!“

Eine Weile schritten die beiden schweigend weiter. Jeder seinen Gedanken nachhängend.

„Ach — Gott wird schon sorgen! Was soll man sich da so viel grämen!“ begann Paul wieder.

Andreew seufzte auf und sagte nichts.

„Man müßte versuchen, das dicke Kringelweib totzuschlagen!“ sagte Paul plötzlich, wie es bei Leichtsinnigen geschieht, einen scherzenden Ton anschlagend, „man sagt, sie sei reich, und dann wäre uns geholfen.“

„Wie kannst du nur solche Dummheiten sprechen!“ versetzte Andreew, dem das mißfiel.

„Ach, glaube doch nicht, daß ich dir erlauben werde, dir lange über solchen Unsinn den Kopf zu zerbrechen,“ lachte Paul. „Das würde uns ja den ganzen Abend verderben. Kommt Zeit, kommt Rat. Bis Martini sind's noch etliche Wochen, in so langer Zeit läßt sich vieles tun. Daher munter, Bruder! Hörst du schon, wie's im Krüge brummt und summt, wie in einem Bienenforbe?“

Aber kam der brummende, summende Ton wirklich aus dem Krüge oder vom Himmel, aus der schwärzer und schwärzer werdenden Wolke? . . .

*

Nachdem sie die Kleten und die Milchammer verschlossen hatte, blieb Mutter Koplain noch einen Augenblick im Gehöft stehen und blickte nach dem dunklen, langsam wachsenden Gewölk hinauf.

„Wir bekommen heute nacht Gewitter,“ murmelte sie; „ich dacht' es, die Schwalben flogen den ganzen Abend sehr niedrig, und der Regenspfeifer schrie im Walde.“

Welch schwere, drückende Luft . . . wie ein Alp liegt sie mir auf der Brust! Ah! . . . wie seltsam mir ums Herz ist, ganz eigentümlich . . . Kalt! . . . Wo kommt der kühle Luftzug her, der mich faßte? Und wieder welch unerträgliche Hitze!“ . . .

Ein Schauer lief ihr durch die Glieder, sie trat ins Haus, legte die Schlüssel fort und setzte sich dann in der Gesindestube an den Tisch zum Abendbrot nieder.

Aber ohne etwas genossen zu haben, legte sie den Löffel wieder fort.

„Wirtin, schmeckt Ihnen die Grütze nicht?“ fragte das Mädchen, welche das Abendessen bereitet hatte, „ich glaube, sie doch gut gekocht zu haben!“

„Ich habe heute abend keinen Hunger,“ erwiderte die Wirtin, und ging in das vordere Wirtszimmer. Dort befand sich ein Schrank, hinter diesem stand Andreew's Bett. Die Wirtin trat an das Bett, machte es auf und erinnerte sich erst dann, daß Andreew heute nacht draußen bei den Pferden schlafen werde. Wie zerstreut sie doch heute war! . . . Sie trat ins andere Zimmer. Es erschien ihr in dem seltsam durch die dunkle Wolke zerteilten Zwielicht fremd und so leer. Aber es befand sich doch alles dort ebenso wie immer! Ihr und ihres Mannes Betten, der Tisch, die Stühle — nichts war von seinem Plaze gerückt. Weshalb herrschte hier eine solche Stille? Stand die Uhr nicht? Richtig, jemand mußte sie angehalten haben. Sie berührte den Pendel, welcher, nachdem er einige Schwingungen gemacht hatte, wieder stehenblieb. Wiederum dieselbe unheimliche Stille. Eine unerklärliche Angst überfiel die Wirtin, sie ging schnell in die Gesindestube zurück.

„Ich weiß nicht, was geschehen wird,“ sagte sie zu

dem Gesinde, „aber mir ist nicht gut ums Herz. Wird der Blitz diese Nacht bei uns einschlagen oder werden uns unsere Pferde gestohlen werden? . . . Peterit, du könntest recht hinlaufen und Andreew und Adam ansagen, daß sie ja acht auf die Pferde geben! In solchen Nächten kann man nie wachsam genug sein!“

„Laß doch nicht, Wirtin,“ sagte Adams Vater, sich sitzend in seinem Bette erhebend, „laß doch den müden Huterjungen keine unnützen Schritte machen! Auch wenn Adam allein bei den Pferden wäre, würde dir keines gestohlen werden, dafür steh' ich!“

„Nun, so mag's auch bleiben, Peterit. Aber das Vieh muß auf jeden Fall aus dem Stalle getrieben werden, das Vieh und die Schafe. Geh Peterit, geht Mädchen, helfst! Wer kann wissen, was geschieht!“

Die Wirtin setzte sich auf einen Brettstuhl, um die Mädchen zu erwarten.

„Wenn doch der Wirt schon zu Hause wäre!“ rief eine Alte in einem Winkel aus.

„Ja, wenn er schon zu Hause wäre!“ seufzte die Wirtin, „das ist auch mein Wunsch. Ich würde gleich viel ruhiger sein. Unterwegs kann es einem verschieden ergehen. Vielleicht ist ihm ein Unglück geschehen, und mein Herz ahnt es und ist deshalb so unruhig.“

„Gott beschütze und bewahre ihn!“ sagte Adams Vater, „Wirtin, sprich nicht so!“

Da zerriß ein schmaler, weißer, schlangengleicher Blitz das düstere Gewölk und verschwand.

Der Alte befreuzigte sich.

„Gott sei uns allen gnädig!“ murmelte er.

„Ach, Herr Jesus Christus!“ betete laut eine angstvolle Stimme.

„Sind die Stalltüren auch ordentlich geschlossen?“ fragte die Wirtin die hereinkommenden Mädchen mit merklich bebender Stimme.

„Ja,“ antwortete das eine. „Aber, Wirtin, Ihnen muß das Blut zu Kopfe gestiegen sein, werden Sie nicht ein Glas kaltes Wasser trinken? Ich werde es holen.“

„Tu es, meine Tochter, vielleicht hilft das etwas.“

Sie trank, ging dann hinein und versuchte zu schlafen. Umsonst! Sobald sie die Lider schloß, tanzten vor ihren Augen feurige Flämmchen, die kamen und schwanden, kamen und schwanden . . . Sie erhob sich, öffnete das Fenster, damit frische Luft ins Zimmer könne; aber draußen herrschte die gleiche Schwüle wie drinnen — sie schloß das Fenster wieder.

Sich auf die Ofenmauer setzend, faltete sie die Hände und fing an, die Verse eines geistlichen Liedes vor sich herzusagen. Das beruhigte sie ein wenig, ihre Augenlider sanken nach einer Weile schwer herab, — sie verfiel in einen leichten Schlummer.

Plötzlich fuhr sie mit einem Schrei empor — das Zimmer war hell erleuchtet, das Haus brannte. Sie wollte hinauslaufen, um das Gesinde zu wecken — da stand jedoch auf der Schwelle ihr Mann, ein brennendes Licht in der Hand haltend.

„Was gibt's? Weshalb schriest du? Bist du nicht gesund?“ fragte der Wirt, erschrocken in das bleiche, veränderte Gesicht seiner Frau blickend. „Sprich doch, Marija!“

„Gott sei Dank, daß du zu Hause bist!“ rief die Wirtin mit erhobenen Händen aus, „Gott sei Dank! Mir fällt es wie ein Stein vom Herzen, ja, nun ist alles wieder gut. Wenn du wüßtest, wie ich mich um dich gesorgt habe — oh!“

Einige Tränen rollten ihr die Wangen hinab.

„Du bist krank,“ sagte der Wirt besorgt, „sprich, was fehlt dir?“

„Nein, nein,“ antwortete die Wirtin, sich beruhigend, „ich bin nicht krank, es war nur die Sorge um dich, die mich so aufregte.“

Sie trocknete ihre Tränen und setzte sich wieder auf die Ofenmauer.

Der Wirt entledigte sich seines Mantels, zog etwas Glänzendes aus dessen einer Tasche und legte es auf den Tisch.

„Also du bist nicht krank?“ fragte er, den Mantel weghängend. „Gottlob, aber mir ist, als ob du mir etwas Schlimmes zu sagen hättest. Ist alles zu Hause in Ordnung — wo ist Andreew?“

„Zu Hause ist alles wie gewesen, Andreew hütet mit Adam die Pferde,“ berichtete die Wirtin.

„Das ist gut, Gott sei Dank!“ sprach Koplain. „Mir war die ganze Fahrt über um die Pferde bange. Aber jetzt muß ich die Einkäufe und den Wagen in Sicherheit bringen; bald wird das Gewitter da sein. Ich wäre auch noch nicht zu Hause, aber um ihm zu entgehen, beeilte ich mich.“

Der Wirt brachte nach einer Weile eine Menge verschiedener Pakete herein, welche er theils auf den Tisch, theils auf die Stühle legte, und ging dann wieder hinaus.

Die Wirtin erhob sich und trat an den Tisch. Das erste, was ihr in die Augen fiel, war ein kleines neues Pistol, welches unverhüllt dalag. Die Wirtin erfaßte dasselbe und betrachtete es von allen Seiten. Sie hatte noch nie ein Pistol in der Hand gehabt . . . Wie freundlich die kleine Waffe aussah, konnte eine solche wirklich

den Tod bringen? Wie konnte der Tod aus diesem kleinen, runden Löchlein hervorkriechen — der große, furchtbare, unerbittliche Tod? . . . Wunderten sich darüber auch diejenigen, welches dieses zierliche Ding gegen die eigene Brust kehrten und wußten, daß der Tod sie im nächsten Augenblick verschlungen haben würde? . . . Aber woher kamen ihr all diese wunderlichen Gedanken, früher hatte sie nie so gedacht. War sie vielleicht doch krank, wie ihr Mann sagte? . . . Sollte sie durch diese Waffe ihr Leben verlieren? . . . Sie schüttelte sich, legte das Pistol behutsam zurück auf den Tisch und öffnete ein rundes Päckchen. Eine Mütze für Andreew, ein seidenes Tuch für sie. Das erste seidene Tuch! Bisher hatte sie nur Rattun, gleich den ärmsten Mägden, um den Kopf gebunden. Jetzt war sie anderen Wirtinnen gleich! Nein — jetzt war sie die erste unter ihnen! Denn welche konnte sich mit der Koplaineete messen, wenn sie Sonntags zur Kirche ging, schön gepuht, neben sich den Sohn, kräftig, wie eine Eiche, schön wie der Tag? . . .

Ein schwacher, dumpfgrollender Ton durchzitterte die Luft. Der Wirt trat ins Zimmer.

„Der Wagen ist geborgen, das Pferd sicher eingeschlossen,“ sagte er, „und jetzt zur Ruhe. Ah — du hast dir schon die Einkäufe angesehen!“

„Ja, für wen hast du das hübsche Pistol besorgt?“

„Für mich selbst. Weißt du, man fährt doppelt so sicher mit solch einer Waffe. Ich fuhr diesmal ganz allein über die Kangernschen Berge, hatte aber nicht im mindesten Angst. Als ich glücklich herüber war, schoß ich den einen Lauf in die Luft, um das Pistol zu probieren, es knallt gut — lauter, als man es von solch einer kleinen Waffe erwarten könnte. Doch gib mir den Schlüssel zu

meinem Schranke, ich möchte sie noch heute abend fortlegen.“

„Ich habe den Schlüssel verlegt, das kann ja ebenso gut auch morgen geschehen,“ antwortete die Wirtin, nachdem sie vergebens die Taschen zweier Kleider durchsucht hatte.

„Meinetwegen.“

„Aber möchtest du nicht noch etwas essen?“ fragte die Frau.

„Nein, schlafen, schlafen ist das beste nach solch einer Fahrt!“ versetzte Roplain und löschte das Licht.

Aber obgleich er sehr ermüdet war, versank er doch nicht, durch die seltsame Unruhe der Frau erregt, in einen festen Schlaf.

Das Gewitter stieg höher und höher.

*

Während so im Roplain-Gesinde alles verstummte, fing es im Kirchenfruge an, immer lebhafter, immer lustiger herzugehen. Manche sangen, manche tanzten sogar, viele tranken lärmend Brüderschaft und schworen sich ewige Freundschaft, die vergessen war, ehe noch der Rausch verging, in dem sie geschlossen worden. Etliche spielten Karten. Eine Partie in der großen Schänkstube, eine andere — das auserwählte Volk des Krügers — in einem kleineren Nebenzimmer, wozu nicht jedermann der Zutritt offen stand.

Unter den Bevorrechteten, die dieses Heiligtum des Mammons betreten durften, befanden sich natürlicherweise auch die beiden intimen Freunde des Krügers — Andreew und Paul.

Mit heißen Köpfen und glänzenden Augen standen

sie da, an die Wand gelehnt, und sahen dem Spiel zu. Es war sehr interessant. Ein sommerprossiger Pfefferfuchenhändler hatte ein dickes Taschenbuch vor sich liegen, aus welchem er, gerade als ob es nie geleert werden könnte, einen Zehnrubelschein nach dem anderen hervorzog und verlor — denn er war stark betrunken. Man erzählte sich, daß er kurz vorher auf einem anderen Markte über dreihundert Rubel gewonnen habe, die ihm jetzt wieder „abzunehmen“ jedermanns heilige Pflicht sei. Ein dicker Viehhändler war nicht so betrunken, spielte aber unvorsichtig und geriet leicht in Hitze. Einmal verlor er sechzig Rubel, ein zweites Mal gewann er dagegen wieder fünfundsiebzig. Am besten spielte ein ältlicher Mann mit herrlichem Bart, welcher ein prächtiges Modell zu einem Moses abgegeben haben würde, wenn er nicht zu viel Farben auf der Nase und zu viel Gesekestafeln in der Hand gehabt hätte.

Nachdem sich die Freunde lange Zeit das wechselnde Glück und die glücklichen Menschen, welche mit Geld „wie mit Raff“ umgehen konnten, angeschaut hatten, stieß endlich Andreew Paul leise an, und beide zogen sich in eine Ecke zurück.

„Wenn wir auch Geld hätten!“ sagte Andreew.

Paul zuckte die Achseln. „Wenn wir hätten! Aber wo hernehmen? Wenn wir nur fünfundzwanzig oder auch nur zwanzig Rubel zum Anfangen hätten, ich stehe dafür, daß wir beide zusammen, wenn nicht mehr, so doch die notwendigen fünfzig Rubel gewinnen würden. Aber was soll man machen? Beim Krüger sitzen wir schon zu tief drin, der pumpt uns nichts mehr. Könnte nicht deine Alte —?“

„Alte —?“

„Nein, die wird nicht, die darf nicht. Aber mir fiel soeben etwas ein,“ flüsterte Andreew. „Ich habe bei mir den Schlüssel des Schrankes, in welchem meines Vaters Geld steht. Der Vater ist nicht zu Hause, du weißt, ich kann das Fenster meines Zimmers auch von außen öffnen. In meinem Zimmer steht der Schrank. Wie wär's, wenn ich das erforderliche Geld von dort holte? Morgen lege ich ja alles — vielleicht mehr noch — wieder zurück. Was meinst du?“

„Ich meine, daß wir heute nacht niegesehenes Glück haben werden!“ erwiderte Paul hastig. „Mensch, weshalb ist dir das nicht schon früher eingefallen? Aber tut nichts, dafür sind ihre Köpfe schon um so viel wärmer geworden als die unsrigen. Ah, wie wir sie verledern werden! Den bunten Pfeffertuchen, den dicken Borg, die Blaunase und alle übrigen! Nur sei aufmerksam auf unsere Zeichen!“

„Ich gehe also!“

„Geh, halte dich nicht auf und sei bald zurück.“

Er begleitete Andreew bis zur Krugstreppe.

„Teufel, wie hoch der Bleiklumpen schon gestiegen — ha, welch ein Blick! Andreew, Andreew!“

Paul lief von der Treppe herunter und rief noch einmal nach seinem Freunde. Er sollte nicht gehen, er sollte zurückkehren.

Andreew hörte aber nicht mehr, und besorgt kehrte Paul in den Krug zurück.

Obwohl es fast rabenschwarze Nacht ringsum war, so schritt Andreew doch schnell vorwärts, denn es war ja nicht das erstemal, daß er den Weg vom Kruge nach Hause im Dunkeln machte. In der Nähe des Gesindes verlangsamte er jedoch unwillkürlich seine Schritte. Der kleine Kausch, den er gehabt, war ziemlich vergangen,

er begann zu überlegen. Weshalb näherte er sich so vorsichtig dem Hause, was wollte er tun? Wie, er wollte von des Vaters Eigentum nehmen, ohne daß der davon wußte — wer tat so? . . . „Stiehl nicht, bestiehl nicht deinen leiblichen Vater!“ warnte ihn eine Stimme. Unsinn! Wollte er denn stehlen, wirklich stehlen? Nein, gewiß nicht, ein Dieb hat nicht die Absicht, das Genommene wieder zurückzulegen, Andreew jedoch hatte sie. „Aber wenn du nichts mehr zurücklegen kannst, wenn du alles verspielt, was dann?“ . . . Das konnte nicht geschehen; wenn er mit Paul im Einverständnis spielte, so mußten sie gewinnen. Ja, sie mußten. Und dann, wenn er das Geld auch wirklich stahl, desto besser! Er stahl es ja doch nur für eine Nacht, und gestohlenes Geld bringt Glück! Andreew entsann sich, vor kurzem in der Zeitung gelesen zu haben, wie ein Knabe seinem Vater einen Rubel entwand, damit achttausend in der Petersburger Lotterie gewann, dann einen Prämienschein kaufte, auf welchen wiederum vierzigtausend fielen. Konnte es ihm nicht ebenso ergehen? Was der Vater für Augen machen würde, wenn er in seinem Schrank plötzlich einige tausend Rubel vorfände! . . .

„Geh nicht! Geh nicht!“ warnte ihn sein Gewissen. Aber Andreew ging.

Behutsam näherte er sich dem Fenster, behutsam öffnete er es und stieg ins Zimmer. Er tappte nach dem Schrank, nach dem Schlüsselloch, zog den Schlüssel aus der Tasche und schloß den Schrank auf. Indem er ihn öffnete, knarrte die Tür ein wenig. Andreew erschraf furchtbar und drückte mechanisch die Hände gegen die Brust, welche die mächtigen Schläge des Herzens fast zu sprengen drohten. Wenn er jetzt von der Mutter

überrascht würde. Mit angehaltenem Atem horchte er. Durch die halb offene Zimmertür vernahm er ruhiges gleichmäßiges Atmen. Gott sei Dank, die Mutter war nicht aufgewacht. Mit zitternden Händen tastete er nach dem Geldkästchen, öffnete es und nahm daraus des Vaters kleine Geldtasche hervor. Er steckte sie in den Busen, verschloß geräuschlos den Schrank und schwang sich behend ins Freie.

Alles war gut gegangen — Andreew atmete erleichtert auf.

Aber in den wenigen Minuten, welche er im Zimmer gewesen, war eine rasche Veränderung draußen vor sich gegangen. Laut und lauter, in immer kürzerwerdenden Zwischenräumen, rollte jetzt der Donner, hochend stiegen die bisher fast bewegungslosen Wolken in die Höhe, die Blätter an den Bäumen, welche um das Haus standen, fingen an zu rauschen, und aus der Ferne näherte sich ein Zischen, als käme es aus dem Rachen einer riesenhaften Schlange. Dazwischen ertönte das ängstliche Geschrei der aus dem Schlaf aufgeschreckten Vögel und das Pfeifen des wachsenden Windes. Von Zeit zu Zeit überflogen bläulichweiße Flammen den Himmel, Tageshelle auf einen Augenblick ringsum verbreitend und dann wieder einer noch schwärzeren Nacht Platz machend.

Eine nie gekannte, unsagbare Angst überfiel Andreew. Nachdem er einige zwanzig Schritte gegangen war, blieb er stehen, — seine Füße trugen ihn nicht weiter. Wie, wenn der über ihm zuckende Blitz auf ihn niederführe?... War er es nicht wert, daß er vom Blitz erschlagen wurde?... Er hatte des Vaters Gebot hundertmal übertreten, hatte ihn hintergangen, belogen... bestohlen... Was fehlte noch?... „Morden, morden mußt ihn nur noch, mor-

den!“ ... schien eine Stimme zu schreien. Andreew zitterte am ganzen Körper. Nein — ein Dieb wollte er nicht sein ... Möchte kommen, was da wollte, er mußte das Geld in den Schrank wieder zurücklegen. Er wandte sich um, schlich zurück, trat wieder ans Fenster. Den Schlüssel und die Geldtasche in der einen, öffnete er das Fenster mit der anderen Hand und hob den einen Fuß ins Zimmer. Da stießen seine zitternden Finger an einen kalten Gegenstand, er rollte von der Fensterbank herunter und zerprang hell aufklingend auf der Erde.

Es war das Glas, aus welchem die Mutter am Abend Wasser getrunken hatte.

„Wer ist da?“ fragte ihre Stimme ängstlich, „Vater, Vater, hörst du?“

Andreew gerann das Blut in den Adern. Wie gebannt stand er da, unfähig, ein Glied zu rühren.

„Wer ist da?“ fragte auch auf einmal der Vater, die Tür breiter öffnend. „He, ist hier jemand?“

Der Vater, wahrhaftig der Vater! Schrecklicher als ein Donnerschlag traf seine Frage des Sohnes Ohr. Fort, fort! Und er riß seinen Fuß zurück, ins Freie.

„Stehe, bewege dich nicht, wenn du ein Mensch bist — wenn dir dein Leben lieb ist, ich schieße sonst! Sprich!“

„Er hat keine Waffe!“ dachte Andreew, und floh.

Der Schuß fiel und mit seinem Knall vermischte sich ein Donnerschlag, welcher die Grundfesten der Erde zu erschüttern schien.

„Herr Gott!“ schrie die Wirtin auf, „jetzt sind wir verloren! Weh, weh!“

„Es hat eingeschlagen! ... Man schoß! ... Wer schoß? ... Es brennt! ... Nein! Man schoß! ...

Licht! Licht!" ... hörte man in der Gesindestube durcheinander schreien. Dann wurde die Stubentür heftig aufgerissen und wieder zugeschlagen.

"Alle Kräfte haben mich verlassen ... Gott stehe mir bei!" wimmerte die Wirtin, eine Decke um ihre Schultern werfend, „was schreien die Leute, hat es, oder hat es nicht eingeschlagen?"

Da hörte man eine grelle Stimme draußen aufschreien: „Hilfe, Hilfe, ein Mensch liegt im Gehöft vom Bliz erschlagen!"

„Wer?!" stöhnte die Wirtin. „Weh, weh!"

„Ein Dieb — stieg durchs Fenster — ich — schoß — ich habe ihn wahrscheinlich getroffen!" ... stieß der Wirt in furchtbarer Erregung hervor und suchte nach Zündhölzchen.

Er entzündete ein Licht und wollte es eben in eine Laterne stellen, als ein Mädchen ans offene Fenster heraneilte und mit gellender Stimme rief:

„Wirt, Wirt — komm, rette — Andreew ist erschossen ..."

„Andreew!" schrie der Vater, und seine Stimme hatte allen menschlichen Klang verloren, „Andreew ... Andreew!" ... und er eilte hinaus.

„Verloren, alles verloren ... alles ... alles" ... ächzte die Wirtin, sich ihrem Manne mit bleischweren Füßen nachschleppend, „helfet ... rettet ..."

Die Stimme des Donners, welcher jetzt unaufhörlich rollte, verschlang ihre Klagen, der Himmel glich einem Flammenmeere, so daß man auch ohne das Licht der Laterne, welche eine alte Frau in der Hand hielt, hätte sehen können, was im Gehöft vorging.

Adams Vater kniete auf der Erde und hielt den Kopf des Unglücklichen in seinem Schoß, während ein Mädchen das aus dem Mund hervorquellende Blut zu stillen bemüht war. Die übrigen standen untätig ringsherum und rangen verzweifelt die Hände.

„O, welch ein Versehen, welch ein Versehen“ . . . stöhnte der Vater, „mein Sohn, mein lieber Sohn — stirb nicht . . . o, stirb nicht . . .“ flehte die Mutter, und beide warfen sich nieder zur Erde.

Als wollte er noch etwas sagen, versuchte Andreew den Kopf zu erheben, stieß einige unverständliche Laute hervor und sank zurück.

Die schweren, kalten Tropfen des niederströmenden Regens schlugen in das Antlitz eines Toten.

„Tot!“ sagte Adams Vater leise, und wischte sich die Augen.

Ein kreischender Ton entfuhr den Lippen der Wirtin, sie fiel zurück — eine Leiche zur Leiche.

„Bringt sie unters Dach, es fängt an, zu stark zu regnen,“ sagte der Wirt, starr umherblickend, nach einer Weile mit beängstigend ruhiger Stimme. „Unters Dach!“

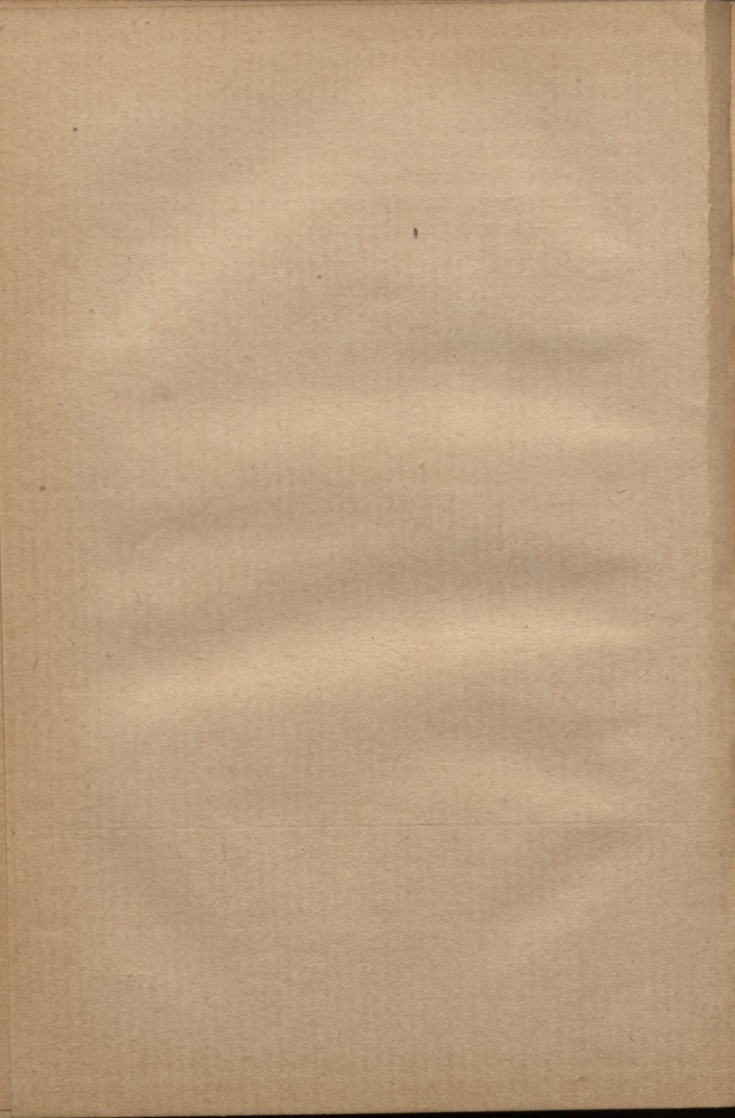
Dann ging er ins Zimmer, um sich einen Rock anzuziehen.

Das Licht, welches er vorhin hastig auf den Tisch gestellt, stand schief, die Flamme flackerte stark im Zuge und langsam troff der Talg auf das neue seidene Tuch. Koplain achtete nicht darauf. Todesmatt sank sein Körper auf einen Brettstuhl nieder. Er schlug die Hände vors Gesicht. Weshalb lebte er noch? Weshalb brach nicht auch sein Herz?

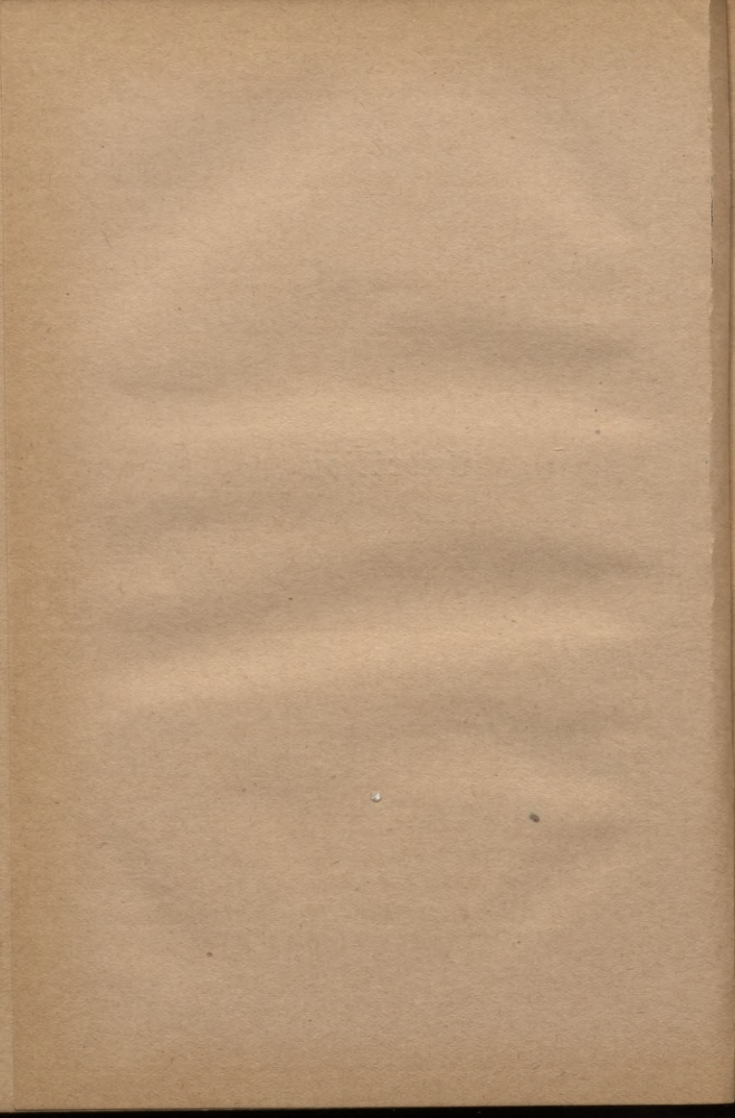
Da trat Adams Vater herein.

„Ich fand dieses in Andreews Hand,“ sagte er halblaut, die Geldtasche und den Schlüssel auf den Tisch legend. Dann entfernte er sich wieder.

Roplain warf einen gleichgültigen Blick auf den Tisch — — dann jedoch verzerrte sich sein Gesicht zur Frage, er ergriff das Pistol. Warum hatte diese elende Waffe nur zwei leere Läufe! . . . Er schleuderte sie von sich, faßte mit beiden Händen seinen Kopf und schlug ihn in wahnsinnigem Schmerz gegen die Wand . . .



Andriðson



Ein Wirt wünscht Sie zu sprechen, Herr Graf.“

„Wer ist es?“

„Der Klauzen.“

„Gut. Ich komme. . . . Was will er?“

„Ich weiß nicht, Herr Graf. Er sagt es nicht.“

„Schön.“

Der schlanke Diener verschwand geräuschlos aus dem Kabinett und der Graf setzte seine Zeitungslektüre noch eine Weile fort. Dann knisterte das Blatt und er erhob sich. Blaß vor Hitze trat er an das hohe Fenster, dessen Markise tief herabgelassen war und öffnete es ein wenig. Die Glut eines Ofens schlug ihm von draußen entgegen. „Gräßlich,“ murmelte er, indem er das Fenster schnell wieder schloß und sich dem kostbaren Barometer zuwandte, das seit Wochen hartnäckig auf „trocken“ wies. Auch jetzt keine Hoffnung! Der Graf verzog das Gesicht und ging mit langsamen Schritten einem Tischchen zu, auf dessen schwarzer Marmorplatte in einer breiten silbernen Schüssel eine Siphonflasche inmitten durchsichtiger Eisstücke stand. Zischend fuhr das kühle Selterswasser in das geschliffene Glas, und der Graf trank.

Dann betrat er das Speisezimmer.

Im Schloß gab es keinen eigentlichen Empfangsraum für die Bauern, und diese wurden daher im Korridor abgefertigt. So hatten es Vater und Großvater gehalten,

so tat es auch der gegenwärtige Besitzer. Er kam zwar aus der Residenz, der Universität der feinen Sitten eines Landes, und es war ihm auch anfangs gegen seine Würde gewesen, halbe und ganze Stunden lang in der Zugluft des Ganges, von den Mädchen, dem Diener und der Köchin belauscht, sich mit seinen Wirten zu unterhalten. Allein im Speisezimmer, wohin er die Bauern beschieden, ließen sie einen so schweren Geruch von Transtiefeln und muffigen Kleidern zurück, daß er auf die Gewohnheit von Vater und Großvater zurückgreifen mußte. So wollte er auch diesmal in den Korridor hinaustreten, als er sich erinnerte, Klauzen gehöre zu seinen intelligenten Pächtern. Der mochte sich also wohl schon vom Tranngeruch emanzipiert haben. Der Graf berührte den Knopf der Klingel, worauf abermals der schlanke Diener erschien.

„Führe ihn hierher, ins Speisezimmer,“ befahl er.

„Jawohl, Herr Graf,“ versetzte der Diener, indem er sich leicht verbeugte und hinausging.

Der Graf zog sich hinter den Speisetisch zurück. Der Mann konnte am Ende dennoch Transtiefel haben, und für diesen Fall bedeutete eine Entfernung von vier Schritt immerhin einen Vorteil. Außerdem ließ er sich von Leuten mit einiger Bildung nicht die Hand küssen. Der Tisch stellte also eine stumme Ablehnung des Handkusses dar, falls der Wirt Takt genug besaß, dies zu bemerken. Im Korridor schob der Graf gewöhnlich die Hände auf den Rücken, indem er dabei freundlich: „nicht nötig, nicht nötig“, sagte. Aber er hatte dabei immer ein unangenehmes Gefühl und erschwerte daher, soviel er vermochte, die Ermöglichung solcher Szenen.

Nach einer kleinen Weile öffnete sich die Tür und

ein bäuerlich, aber anständig gekleideter Mann trat ein und blieb hart an der Tür stehen.

„Guten Tag, gnädiger Herr Graf.“

„Guten Tag.“

Der Gruß klang bescheiden, seine Erwiderung freundlich. Herr und Pächter blickten einander an. Der Graf sah in ein gebräuntes, volles, hübsches Bauerngesicht, aus dem Kraft und zufriedenes Selbstbewußtsein sprachen, der Wirt in seine blasser Züge, große, freundliche Augen und auf einen energischen Mund.

„Sie sind der Klauzen-Wirt Andrikson?“ sagte der Graf.

„Ja, gnädiger Herr Graf.“

„Es freut mich, Sie zu sehen, Andrikson. Ich habe bereits von Ihnen gehört. Sie sind ein tüchtiger, fleißiger Wirt.“

Andrikson wurde verlegen und murmelte etwas vor sich hin. Dann sagte er: „Arbeiten muß man, gnädiger Herr Graf, sonst geht es nicht in diesen Zeiten.“

„Ja, man hat's nicht leicht,“ versetzte der Graf. „Es ist eine schwere Zeit, sowohl für die großen, als für die kleinen Landwirte . . . Leiten Sie schon lange das Klauzen-Gesinde?“

„Mein Vater starb vor zwei Jahren, gnädiger Herr Graf.“

„Nun, da haben Sie Zeit genug gehabt, um von ihm das Wirtschaffen gründlich zu erlernen. Wie geht's Ihnen denn?“

„Der gnädige Herr Graf werden mir die Antwort auf diese Frage erlassen.“

„Warum?“

„Weil ich nicht undankbar sein . . . mich zeigen möchte. Der gnädige Herr Graf haben uns zwei Rubel vom Taler

seit diesem Frühjahr erlassen — da darf man vor Ihnen nicht über schlechte Ernteaussichten klagen.“

„Stehen Ihre Felder denn so schlecht, Andrikson?“

„Es regnet nicht, gnädiger Herr Graf. Und außerdem . . . ich habe beinahe nur schweren Boden.“

„So . . . Aber die Felder können sich vielleicht noch erholen. Wir haben jetzt so lange trockenes und heißes Wetter gehabt, daß wir jeden Tag ein Gewitter erwarten dürfen. Heute freilich kommt es nicht mehr,“ setzte er, indem er sich an den Stand des Barometers erinnerte, lächelnd hinzu.

„Nützen würde der Regen wohl, aber den Schaden gutmachen kann er nicht mehr, gnädiger Herr.“

„Ich fürchte es beinahe auch. Das ist schlimm, Andrikson . . . Ja . . . Aber da Sie sagen, daß Sie nicht gekommen sind, um über schlechte Ernteaussichten zu klagen, so hat Sie ein anderer Grund zu mir hergeführt. Was haben Sie denn für ein Anliegen, lieber Andrikson?“

„Gnädiger Herr . . .“ sagte der Wirt, blieb aber stecken, indem er sich abermals verfärbte.

„Reden Sie nur ganz dreist, Andrikson. Ich habe meinen Wirten bereits gezeigt, daß ich ihnen allen wohlwill. Sie jedoch, als der Sohn eines Mannes, den mein Vater immer zu seinen besten Leuten gezählt, können meiner besonderen Unterstützung jederzeit versichert sein. Das heißt, falls Sie einer solchen bedürfen. Ich denke, Sie sind Ihrem Alten nachgeartet. Ihr Ansehen wenigstens spricht dafür. Was haben Sie? Sprechen Sie ohne jede Scheu.“

Der Wirt hatte die Finger der linken Hand zur Faust geballt und rieb dieselbe mechanisch an der Handfläche der Rechten.

„Gnädiger Herr Graf,“ begann er, „es ist keine Klage, die mich zu Ihnen führt, und dennoch — ist es eine. Ich muß mich über Ihren Förster beklagen.“

„Über den Förster? Was hat denn der . . . ? Hat er Ihnen etwas verweigert, das Sie brauchen?“

„Er droht, mich beim Gericht anzugeben.“

„Na nu! Weshalb denn?“

„Weil ich ungesetzlicherweise Eichen gehauen haben soll.“

Die Haltung des Grafen wurde um ein Unmerkliches straffer.

„Was? Was?“ fragte er. „Sie sollen Eichen gehauen haben? Wie kommt er zu der Behauptung? Haben Sie denn welche gehauen?“

„Ja, gnädiger Herr Graf. Aber nicht ungesetzlicherweise.“

„Hören Sie mal, hören Sie mal, hören Sie mal, Andrißon! Wo haben Sie denn die Eichen gehauen?“

„Wo anders, als in meiner eigenen Grenze.“

Der Graf richtete seine hellen Augen auf den Bauern und sah ihn einen Augenblick durchdringend an.

„In der eigenen Grenze? Und da sagen Sie, daß das nicht ungesetzlicherweise geschehen sei?“ sprach er langsam.

„Sie kennen doch Ihren Kontrakt? Ihr Kontrakt enthält keinen einzigen Punkt, welcher Ihnen gestattet, eine stangendicke Espe ohne die Genehmigung des Hofes abzuhausen. Von Eichen gar nicht zu reden. Wenn Sie also gehauen haben, so haben Sie sich gegen das Gesetz ver-
gangen.“

„Gnädiger Herr Graf, es scheint wohl so. Aber wenn Sie mir erlauben, die Sache zu erklären . . . so . . . so . . . wird sie Ihnen gewiß anders erscheinen.“

Ein leichter Schatten legte sich auf das Gesicht des Grafen.

Von den reinsten Absichten beseelt, hatte er die Beamtenkarriere aufgegeben und war aufs Land gezogen, um seinen hundertundfünfzig Wirten Vorbild, Berater, Helfer, Beschützer zu sein. Sein Vater war fränkelsnd jahrelang Winter für Winter in südliche Kurorte gereist, die Bewirtschaftung des Gutes einem wenig skrupulösen Verwandten überlassend. Was dieser durch seine Strenge an den Bauern gesündigt, das wollte der Graf sühnen. Er hatte nicht auf die warnenden Stimmen geachtet, welche ihm die Baltesernschen Bauern als eigenmächtig, überbildet und verwöhnt durch die lange Milde eines alten Seelenhirten dargestellt hatten. Er hatte an die Parabel von der Sonne und dem Sturm gedacht und war siegesgewiß in Schloß Baltesern eingezogen. Nun sah er den Kampf beginnen. Nein, er hatte schon begonnen. In den wenigen Monaten, seit er sein Erbe angetreten, waren ihm bereits mehrere häßliche Vorfälle begegnet. Es war ihm eine gefälschte Pachtquittung präsentiert, und ein Buschwächter war der Bestechung überführt worden. Außerdem hatte ein kleiner Wirt ein Fuder Ziegelsteine aus der Ziegelei gestohlen. Jetzt sollte sein Wohlwollen wahrscheinlich wieder auf die Probe gestellt werden.

„Sprechen Sie,“ sagte der Graf nach einer kurzen Pause, ohne den freundlichen Ton zu ändern.

„Der gnädige Herr Graf werden mit gestatten ziemlich weit auszuholen.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie.“

„Ich muß den gnädigen Herrn an die Zeiten der Trone erinnern. Als diese abkam und die Pacht ein-

geführt wurde, hatte das Klauzen-Gesinde mehr Wald und Strauch als Felder. Das war fast überall so und konnte so nicht bleiben. Darum erlaubte der verstorbene gnädige Herr den Wirten die Wälder auszuhauen und die Felder zu vergrößern. In jedem Frühjahr durfte man Rodungen machen für Gerstenkorn. Das ging so lange Zeit. Dann wurde das Roden verboten."

"Ja," sagte der Graf. „Das Roden sowohl, als auch das Abhauen einzelner Bäume."

"So ist es, gnädiger Herr. Aber mein Vater hatte zur Zeit der Rodungen in den zum Abhauen bestimmten Wäldern die Eichen stehen lassen. Ich erinnere mich nicht, daß er auch nur eine einzige abgehauen hätte, obwohl das gestattet war. Ich war damals noch ein kleiner Junge, aber ich hab' es nicht vergessen, was er damals sagte. „Sie zieren das Feld," sagte er von den großen Eichen. „Die müssen noch wachsen," meinte er von den kleinen. „Es wird schon die Zeit kommen, da wir sie nötig haben werden. Dann werden sie uns schön bei der Hand sein." So sind sie denn alle stehengeblieben, und manches meiner Felder sieht deshalb jetzt aus wie ein Eichengarten."

"Und von diesen Eichen haben Sie gehauen?"

"Von diesen, gnädiger Herr Graf. Die Eichen in meinen Feldern wären alle längst zu Holz zersägt oder sonst irgendwie verbraucht worden, wenn mein Vater sie nicht geschont hätte. Ich bitte, es mir daher zu verzeihen, wenn ich es auszusprechen wage, daß ich ... sozusagen ... meine Eichen auf Ihrem Grunde gehauen habe. Ich habe sie von meinem Vater geerbt."

Der Graf lehnte sich leicht gegen die Ecke des Büfetts zurück und der Zug von Strenge um seinen Mund wurde

deutlicher. Was tat dieser Mensch? War er so bauerlich beschränkt, daß er ein längst verjährtes Recht seines Vaters in vollem Ernst für sich noch in Anspruch nahm, oder war es bauerische Verschlagenheit, die ihn so reden hieß? Weshalb hatte er gerade jetzt die Eichen gehauen? Hatte er sich nicht den Wechsel der Besitzer von Baltesern und die damit unvermeidlich verbundene lässigere Beaufsichtigung von Feld und Wald zunutze machen wollen?

„Weshalb haben Sie die Bäume nicht noch zu Lebzeiten meines Vaters gehauen?“ fragte der Graf. „Er wußte um die Sache. Warum taten Sie dies gerade jetzt?“

„Ich hatte das Holz gerade jetzt nötig, gnädiger Herr Graf.“

„Wozu?“

„Ich habe mir einen Wagen für die Rigaschen Fahrten und zwei Arbeitswagen bestellt.“

„Sie haben also nur soviel gehauen, als für diese drei Wagen nötig ist? Was macht man aus Eichenholz für solche Wagen? Die Bretter nimmt man doch von Tannen?“

„Die Bretter von Tannenholz, gnädiger Herr Graf, die Speichen und Räder jedoch müssen aus Eichen- oder Ulmenholz sein.“

„So. Sie haben also für diese drei Wagen das nötige Material abgehauen?“

„Gnädiger Herr Graf... ich muß Ihnen... es sind... sind mehr Bäume abgehauen.“

„Mehr?“

In den blassen Wangen des Grafen stieg eine feine Röte auf. Also einfacher, frecher Waldfrevel. Und der Mensch da mit dem Biedermannsgezicht vor ihm wollte die Tat nicht eingestehen und log ihm deshalb ein gut

erfundenes Märchen vor! Der Graf ging in sein Kabinett und der Wirt hörte, wie das Selterswasser aus der Siphonflasche ins Glas zischte. Als der Graf zurückkam, war die Röte von seinen Wangen verschwunden.

„Hören Sie mal, Andrikson, wir sind beide vernünftige Männer, beide zu gescheit für irgendwelchen Hokusfokus. Gestehen Sie offen, was Sie getan haben. Ich weiß es, der Bauer sieht noch immer den Wald als beinahe herrenloses Eigentum an. Sie sind . . . Sie haben Schulunterricht genossen, aber der alte Adam, das heißt, die alte Ansicht steckt auch noch zum Teil in Ihnen. Diese Ansicht hat Sie zu dem begangenen Unrecht verleitet. Machen Sie dasselbe in meinen Augen nicht noch größer, indem Sie es zu beschönigen suchen. Gestehen Sie frei, Sie haben mir die Eichen gestohlen.“

Es war, als ob das letzte Wort des Grafen nicht bloß Wort, sondern Wort und Schlag zugleich gewesen wäre. Mit einem merklichen Ruck fuhr Andriksons Kopf zurück und sein Gesicht wurde sehr bleich.

„Gnädiger Herr,“ stammelte er nach einer Weile, dem Grafen fest in die Augen blickend, „Herr Graf, das . . . das ist ein Wort . . . welches ich . . . nicht annehmen kann.“

„Da kann ich Ihnen nicht helfen, lieber Andrikson. Man muß alles beim rechten Namen nennen. Auf wieviel Rubel schätzt denn der Förster die abgehauenen Stämme?“

Andrikson schwieg.

„Auf dreihundert,“ sagte er dann leise und fügte hinzu: „Wenn es vors Gericht geht.“

„Ah! Dreihundert! Nun, ich hoffe, wir werden auch ohne Gericht zurechtkommen.“

„Ich glaube das auch, gnädiger Herr Graf.“

Der Graf überlegte. Wie sollte er wohl diese Angelegenheit am besten beilegen? Die Straftaxe wollte er nicht anwenden, der Wirt mochte im letzten Grunde denn doch in gutem Glauben gehandelt haben. Der Graf hat soviel Günstiges von dem alten Andrikson gehört, und der Sohn sah so ehrlich aus. Ob nicht die Anwendung der gewöhnlichen Taxe in diesem Falle das Richtige war? Denn zu gelinde mochte er auch nicht erscheinen — des Prinzips wegen.

„Nun, was meinen Sie, Andrikson, wie ich Sie strafen soll?“ fragte er endlich und ließ seine hellen Augen auf der Gestalt des Wirtes ruhen, der mit zwei tiefen Falten zwischen den Augenbrauen dastand.

„Der gnädige Herr Graf werden die Güte haben und die Sache so ansehen, wie ich sie dargestellt habe. Ich bitte ergebenst den Herrn Grafen darum.“

„Das kann ich nicht, das kann ich nicht, Andrikson. Bedenken Sie nur selbst. Wenn Sie noch für die drei Wagen allein gehauen hätten! Aber Sie haben mehr gehauen. Wozu haben Sie das getan?“

Der Graf verwandte seine Augen nicht von Andrikson und dieser bemühte sich vergebens, nicht zu erröten. Er schlug für einen Moment die Augen nieder und sagte dann mit fester Stimme:

„Der gnädige Herr Graf sollen die Wahrheit erfahren. Ich wollte das übrige Holz verkaufen. Heimlich habe ich es deshalb getan, weil mir der Herr Graf denn doch nie und nimmer gestattet hätten, auch nur einen Stamm abzuhauen.“

„So . . . So, so! Woher wissen Sie denn das so genau, Andrikson?“

„Erlauben nur der gnädige Herr Graf, daß ich gegenfrage: hätten Sie mir das Hauen gestattet?“

Der Graf wurde nervös. Er hatte es sich so schön zurechtgelegt, mit den „einfachen“ Bauern väterlich umzugehen, mit den „gebildeten“ fordtial und hatte dabei den sicher zu erwartenden Mangel an Formen großmütig übersehen wollen. In der Praxis wurde ihm dies jedoch schwer. Er fühlte sich auf seinem Gut als Grandseigneur und von Respektwidrigkeiten in seiner Würde verleht. In der Theorie stellte er den intelligenten Edelmann neben den intelligenten Bauern, in der Wirklichkeit sprachen der jahrhundertlang vererbte Stolz und die aus diesem geborene Verachtung lauter als die Vernunft. Er verzog die Stirn.

„Sie reden mit mir nicht schidlich, Andrikson,“ sagte er in strengem Tone. „Was geschehen oder nicht geschehen wäre, darüber brauchen wir nicht zu streiten. Es handelt sich jezt nur um das, was geschehen ist. Schweifen Sie, bitte, davon durch unnütze Fragen nicht ab.“ Er sagte die lezten Worte beinahe mit Heftigkeit, welche ihren Grund theils in der natürlichen Indignation über Andriksons Benehmen, theils in dem dunklen Gefühl hatte, daß er dem Wirten die Hölzer höchstwahrscheinlich verweigert hätte.

„Ich bitte den gnädigen Herrn Grafen um Verzeihung, ich habe den Herrn Grafen durchaus nicht erzürnen wollen,“ sagte der Wirt. „Aber ich muß doch für mich sprechen. Der Förster hätte mir die Bäume nicht abgestempelt. So mußte ich sie denn heimlich abhauen. Das war mein Recht. Ich muß es sagen, ich muß dabei bleiben.“

„Sie gestehen also Ihre Schuld nicht ein?“

„Gnädiger Herr Graf, was für mich mein Vater aufgespart und mir hinterlassen hat, ist mein, ebenso wie

das Ihnen gehört, was der selige Herr Graf für Sie erspart und hinterlassen hat.“

Diese kühne Parallele raubte dem Grafen vollends die Geduld. Mit raschen Schritten begab er sich in sein Kabinett in der Absicht, kein Wort weiter mit Andrikson zu wechseln, zu schellen und ihn durch den Diener zu entlassen. Er besann sich jedoch, trank abermals ein halbes Glas Selters und suchte nach der Forsttaxe. Er wollte den einfachen Preis der Eichen berechnen. Er fand sie jedoch nicht und ging ins Speisezimmer zurück.

„Der Preis der Bäume nach der Straftaxe sind dreihundert Rubel. Sie werden mir hundert Rubel zahlen, Andrikson,“ sagte er kurz und ruhig.

Andrikson stand da, bleich und stumm und preßte heftig die Finger der Linken mit denen der Rechten.

„Der gnädige Herr Graf halten mich also wirklich für einen Dieb?“ sagte er mit unterdrücktem Zittern in der Stimme.

„Sie hören doch den Preis!“ rief der Graf mit verhaltenem Zorn. „Ich strafe Sie nicht als Dieb. Ich behandle Sie als Käufer. Sie kaufen von mir die Eichen!“

„Gnädiger Herr Graf, wie kann ich etwas kaufen, das ich mir genommen habe. Entweder durfte ich die Stämme abhauen, und dann habe ich nichts zu zahlen oder ich durfte es nicht tun, und dann bin ich ein Dieb.“

Der Graf ging zweimal im Speisezimmer nach rechts und zweimal nach links und blieb dann wieder am Büfett stehen, indem er mit den schlanken Fingern seiner Linken die Kante der glänzenden, fühlen Palte desselben umspannte.

„Hören Sie mal, Andrikson, jetzt muß ich mit Ihnen so reden, daß Sie mich verstehen. Ich kann Sie unmöglich

für so dumm halten, daß Sie nicht begreifen sollten, was Sie getan haben. Sie stellen sich mir gegenüber absichtlich auf den einfältigen Standpunkt eines eingebildeten Rechtes. Sie wissen es sehr wohl, daß Ihrem Vater die Erlaubnis zum Abholzen der Eichen nur für einmal und nicht für immer erteilt worden ist. Hat Ihr Vater die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, so hat er auch damit die Erlaubnis verwirkt. Von einem Recht, das auf Sie übergegangen ist, kann also nicht die Rede sein. Sie haben sich gegen das Gesetz vergangen, und wenn ich Sie ihm nicht anheimgebe, so danken Sie es keinem anderen Umstände als meiner Güte!"

In Andriksons Gesicht zuckte etwas wiederholt blizartig auf, er faltete die Hände und rieb die Daumen heftig gegeneinander. Dann sagte er in tiefer Erregung:

„Der gnädige Herr Graf stellen mich nicht unter das Gesetz, erniedrigen mich aber trotzdem. Ich weiß es wohl, daß das Gesetz gegen mich ist. Das ist für alle gemacht und kann nicht heute so und morgen anders lauten. Es muß also gegen mich sein. Der Herr Graf brauchen aber nicht gegen mich zu sein. Der Herr Graf können für diesen Fall selbst ein Gesetz machen. Bin ich schuldig oder bin ich es nicht in des Herrn Grafen Augen? Der Herr Graf sagen, daß ich es bin. Der gnädige Herr glauben mir nicht, was ich erzählt habe, sonst würde ich nichts zu zahlen haben. Was soll ich tun? Ich kann nur sagen, daß mein Vater ein ehrlicher Mann war und daß ich auch nicht einen Groschen unredlichen Gutes geerbt habe . . . und . . . daß ich in seinen Fußtapfen wandeln will. Ja, Herr Graf, ich kann es Ihnen beschwören, daß ich Ihnen die Wahrheit vorgelegt habe. Ich wußte, daß ich stehle, aber ich glaubte und glaube auch jetzt noch, daß ich mich selber

bestohlen habe. Denn für keinen Fremden — weder für Sie noch sonst jemanden — ganz allein für mich hat mein Vater die Eichen geschont, die sonst längst zu Staub und Asche verbrannt wären!“

Der Graf wandte sich, trat ans Fenster und blickte auf ein Beet rotglühender Pelargonien hinaus. Es gibt einen Ton in der menschlichen Stimme, der, sobald er angeschlagen wird, zum Glauben zwingt. In diesem Ton hatte Andrikson gesprochen. Der Graf war überzeugt. Aber durfte er dieses eingestehen? Was würden die Folgen der gänzlichen Straflosigkeit von Andriksons That sein? Die übrigen Wirte würden ihre Wälder verwüsten und, sich auf Andrikson berufend, die gleiche Milde für sich in Anspruch nehmen. Eine endlose Reihe von Streitigkeiten und Rechtsübertretungen tauchten vor den Augen des Grafen auf. Oder sollte er dem Bauer verzeihen und ihm Stillschweigen auferlegen? Eine solche Geheimnisthämerei vertrug sich nicht mit seiner Würde, außerdem hatte er die Höhe der Pöön bereits genannt und er nahm nicht gern sein Wort zurück. Nein, er konnte die That nicht so hingehen lassen. Er wandte sich schnell wieder um.

„Andrikson, Sie werden mir jetzt fünfzig Rubel zahlen. Die übrigen fünfzig werden Sie mir nach Verlauf von sechs Jahren bringen.“

Indem er dies sagte, dachte der Graf, daß sechs Jahre eine lange Zeit seien, während welcher sich schon irgendwelche Gründe finden würden, die fünfzig Rubel zu streichen.

Die stämmige Gestalt Andriksons schien ein wenig kleiner zu werden. Er warf dem Grafen den Blick eines tödlich Verwundeten zu und sagte mit erstickender Stimme:

„Herr Graf, so bin und bleibe ich denn in Ihren Augen ein Dieb! Gut. Dann stellen Sie mich auch unter das Gesetz. Die paar hundert Rubel werden mich nicht an den Bettelstab bringen. Mögen sie hingehen, wo so viele andere Hunderte hingegangen sind. Ich verzichte auf Ihre Güte, Herr Graf.“

Der Graf kniff die Augenlider ein wenig zusammen, hob den Kopf ein wenig und sah den Sprecher mit einem Blick an, der deutlich sagte:

„Wurm!“ Nichts erkältet den Menschen gegen den Menschen plötzlicher als trozig zurückgewiesene Güte.

„Wie Sie wollen, Andrikson, wie Sie wollen,“ versetzte er geschäftsmäßig und verließ mit würdevollen Schritten das Speisezimmer. In Gedanken aber wiederholte er Andriksons Worte: „Wo so viele andere Hunderte hingegangen sind! Ich verzichte auf Ihre Güte, Herr Graf... Na, ich werd' ihm!...“

Der Graf setzte sich wieder und nahm die Zeitung in die Hand. Aber er fand nichts anderes darin, als die Worte: „Wo so viele andere Hunderte hingegangen sind... Ich verzichte auf Ihre Güte, Herr Graf...“ Heftig drückte er den Knopf der Klingel und befahl dem herbeieilenden Diener, den Förster zu rufen.

Inzwischen hatte Andrikson das Speisezimmer verlassen, hatte im Korridor seine Mütze genommen und war in die Glut des Sommertages hinausgetreten. Er war so voll schmerzlichen Zornes, daß er gar nicht darauf achtete, wohin er ging. Erst als ihn würziger Harzduft und eine erträglichere Luft umsing, besann er sich, daß er im Baltesernschen Forst und auf dem Wege nach Hause sei. Nachdem er ein gutes Stück im Schatten der

schlanken, hohen Tannen dahingegangen war, setzte er sich auf einen Baumstumpf am Wege.

Das war sie also, die vielgerühmte Güte des Grafen . . . Dreihundert Rubel . . . Ein Dieb . . . Er, des alten Andriksons Sohn, wurde als Dieb bestraft . . . Man glaubte ihm nicht . . . Er schwor und man glaubte ihm nicht! Nein, das konnte nicht sein. Die Sache war ja zu klar. Der Graf wollte aber das Geld haben, das war's! Er versteckte sich hinter den Unglauben, um die hundert Rubel zu erlangen. Der Reiche hat ja niemals genug. Ach, es war ja so leicht zu sagen: „Andrikson, du hast gegen das Gesetz gefehlt,“ wenn man auf das Gesetz in der eigenen Brust nicht hören wollte.

Er erhob sich und schritt weiter. Trotz aller Erregung fühlte er Hunger. Er erinnerte sich, wie seine Frau ihm Käse angeboten und er denselben samt seiner Pfeife in die Tasche zu stecken vergessen, und wie sie weiter ihn gewarnt hatte, sich zu übereilen, und wie er ihr zuversichtlich geantwortet, sie möge sich nicht ängstigen, es werde alles gut gehen. Was sollte er ihr jetzt sagen? Hatte er sich nicht übereilt? Wäre es nicht besser gewesen, sich zufrieden zu geben und zu zahlen? Ihm fiel das Sprichwort ein: Vermeide mit dem Starken einen Kampf und mit dem Reichen einen Prozeß. Konnte nicht jetzt noch alles gutgemacht werden? Nein, jetzt war es zu spät. Er hatte den Grafen heftig gereizt, indem er ihm selbstbewußt entgegengetreten war und das, so fühlte er, würde ihm der Graf nicht verzeihen. Und wenn der Graf auch zu verzeihen geneigt wäre — er konnte doch nicht bitten! Das hieße ja, sein Unrecht eingestehen, und er hatte nicht unrecht. Gar nicht? . . . Nein, oder doch nur soviel, als ein Mann unrecht hat, der sein verlaufenes

Lamm aus einem Nachbarstalle, ohne Wissen des Nachbarn, wieder nach Hause holt. Ja, so war es, genau so, Andrikson bedauerte, daß ihm dieser schöne Vergleich nicht in Gegenwart des Grafen eingefallen war. Aber er konnte ihn ja noch vor Gericht anbringen. Das half aber dann leider nichts mehr; der Graf hörte ihn dann nicht und das Gericht verurteilte ihn trotzdem . . . Dreihundert Rubel . . . Das war doch eigentlich eine große Summe. Und wenn man's so recht bedachte, so nahm er sie nicht aus seiner Tasche allein, sondern entzog sie in gleicher Weise seiner Frau und seinen Kindern . . . Eine unsagbare Bitterkeit bemächtigte sich Andriksons, eine ätzende Bitterkeit, wie sie nur entsteht, wenn der Mensch, ohne es sich zu gestehen, mit sich selber Versteck spielt und ein begangenes Unrecht mit einem erlittenen verwechselt.

Die Sonne schien durch die Bäume, das Harz duftete, von Zeit zu Zeit erklang der Ruf eines Vogels. Werste weit dehnte sich der Forst aus. Er umfaßte Sümpfe, Teiche, einen See, der die merkwürdige Form einer Sichel hatte, weite Lichtungen, bedeckt mit dürrer Gras, Heidekraut und Haselnußstauden. Andrikson kannte den Forst genau. Als Knabe war er im Sommer zur Beerenzeit so oft in demselben umhergestrichen. Das Klauzen-Gefinde lag ja auch ganz in der Nähe. Jetzt war die Zeit der Schwarzbeeren und Himbeeren und seine Kinder besuchten statt seiner die alten trauten Plätze.

Indessen machte sich der Hunger immer bemerkbarer. Andrikson bückte sich nach einigen Schwarzbeeren am Rande des Weges, aber sie waren mit feinem Staub bedeckt und er ließ sie stehen. Seine Verstimmung wuchs, das wühlende Gefühl unterdrückter Reue erbitterte ihn immer mehr und er wurde immer unge-

rechter gegen den Grafen. Und plötzlich war der Gedanke da: „Wenn ich mich an ihm rächen könnte!“

Aber das war unmöglich. Der Graf stand viel zu sicher und zu hoch da, als daß er ihn irgendwie hätte schmerzlich treffen können.

An einen weiten Aushau gelangt, der sich links am Wege hinzog, blieb Andrikson stehen. Ob er nicht der Gewohnheit aus der Knabenzeit folgen und da hinten, wo die vertrocknete Rußtaude stand, nachsehen sollte, ob der Himbeerstrauch noch immer da war? Oder dort bei der langen Kiefer mit der dünnen Krone und dem seltsam verkrüppelten Ast? Aber was war das? Eine Rauchwolke stieg plötzlich neben der Kiefer auf, Andrikson vernahm Flammengeknister und sah, wie ein Mann von der Erde aufsprang, etwas weiter weglief, eine lange Haselgerte abschnitt, zurücklief und auf die Erde wie wahn sinnig losschlug. Der Rauch breitete sich aus und der Mann arbeitete immer heftiger.

Wie von einer unsichtbaren Macht gedrängt, eilte Andrikson nach rechts über den Weg in den Wald und verbarg sich hinter den Bäumen. Um keinen Preis wollte er bemerkt und um Hilfe angerufen werden. Gelang es dem Manne nicht, das Feuer zu unterdrücken, so mochte der Wald brennen. Mochte das Feuer Andrikson rächen! . . Mit gespanntester Aufmerksamkeit sah der Wirt dem Kampfe zu. Die Flamme schien den Mann zu äffen. Bald lohete sie zu seinen Füßen, bald schlug sie viele Schritte von ihm entfernt empor. Der Mann lief hin und her, nach rechts, nach links und hatte endlich mit heißer Mühe das Feuer buchstäblich mit seiner Gerte erschlagen. Schweiß triefend stand er inmitten einer bräunlich-schwarzen Insel da und sah umher, ob es nicht noch irgendwo auf-

leuchten würde. Aber das Feuer blieb tot. Nachdem er noch eine Weile gewartet, spie er aus, zog seine Pfeife hervor, rauchte an, löschte das Zündholz mit den Fingern aus und schritt den Weg dahin, den Andrikson gekommen war.

Regungslos starrte Andrikson auf die ausgebrannte Stelle. War nicht irgendwo an den braunen Rändern noch ein kleines Flämmchen zu entdecken? . . . Nein, alles Spähen und Warten war vergeblich. Behutsam näherte sich Andrikson dem Wege und schritt schnell über denselben hinweg der Brandstätte zu. Es mußte brennen! Der Zufall hatte ihm gezeigt, wie der Graf für seine Härte gestraft werden konnte. Andrikson konnte sich rächen, ohne selbst im geringsten Gefahr zu laufen. Der Mann, der soeben davongegangen war, lebte auf dem Gute, aß des Grafen Gnadenbrot und suchte für den Hof im Sommer Beeren und Pilze. Er trug mit seinen Kleidern den strengen, durchdringenden Geruch verbrannten Grases davon. Dieser Geruch würde sofort den Verdacht auf ihn lenken und der Alte würde auch sicherlich nicht leugnen, denn das Feuer war wider seine Absicht entstanden und er hatte sich redlich bemüht, es zu ersticken . . . Andrikson duckte sich, holte seine Zündholzschachtel hervor, entzündete mit einemmal drei Zündhölzchen, steckte das dürre Gras in Brand und warf dann die Zündhölzchen weit fort. An beiden Stellen flammte es auf, und Andrikson eilte wieder über den Weg zurück in den Wald.

Er wollte weiter fliehen, aber mit unwiderstehlicher Gewalt zog es seine Blicke nach der Dichtung. Er mußte sehen, wie der gelbe Teufel immer mehr gelbe, rote, bläuliche Teufelchen gebär, die mit großer und immer größerer Geschwindigkeit weiter sprangen, krochen, flogen.

Geradeaus, nach rechts, nach links wälzten sie sich fort, ein immer lauterer Saufen und Knattern verursachend. Vögel flogen auf, Krähen freischten, ein Hase sprang in einiger Entfernung in wilden Sätzen davon. Bald stiegen die ganze Breite der Lichtung entlang Rauch und Flammen auf. Ein kaum merklicher Luftzug gab dem Feuer die Richtung. Es strebte über die Lichtung den Bäumen zu. Wenn der ganze Forst ausbrannte! Das hatte er ja gewollt, mit diesem Wunsche hatte er das Feuer in das dürre Gras geworfen. . . Damit der ganze Forst ausbrenne? Hatte er das wirklich gewollt? Der ganze Forst — fünfzehn Quadratwerst herrlicher Fichten! Der ganze Forst? Furchtbar, furchtbar! Wer konnte es ertragen, den ganzen Forst brennen zu sehen? Nein, das hatte Andrikson nicht beabsichtigt! Er hatte bloß den Grafen schrecken wollen, er hatte ihn fühlen lassen wollen, wie es tut, wenn man schuldlos leidet. Aber den ganzen Forst — ach, das konnte ja auch gar nicht geschehen! Denn dort hinter den Bäumen, gerade gegenüber der Lichtung, befand sich der sichelförmige See; in dessen Bucht mußte der Brand erlöschen!

Aber wenn das Feuer um die beiden Spitzen des Sees hinausging! Es breitete sich mit einer solchen unglaublichen Schnelligkeit aus! Jetzt war es bereits bis zur Mitte der Lichtung, jetzt lohnte der junge Nachwuchs da hinten schwirrend auf und jetzt — jetzt packte der gelbe Teufel mit unheimlichem Zischen die großen Fichten! Ein tödliches Entsetzen bemächtigte sich Andriksons. Was hatte er getan? Was hatte ihm der Forst getan, daß er ihn der Vernichtung preisgab — der schöne große Forst! Und der Graf! War er denn wirklich so schlecht gewesen, daß er mit dem Verlust des ganzen Forstes gestraft werden mußte?

Aber das Feuer griff immer weiter um sich. Sollte Andrikson zusehen, wie die ganze Breite des Forstes in Brand geriet? War denn nicht noch Rettung möglich? Rettung? Durch wen? Durch ihn selbst — gemeinschaftlich mit anderen! Wie, sollte er Leute zu Hilfe rufen gegen einen Feind, den er selbst heraufbeschworen? Wenn er es tat, so fiel der Verdacht der Missetat noch weniger auf ihn . . . Der nächste menschliche Wohnort war sein Gesinde. Also dorthin! Wenn es nur nicht schon zu spät war! . . . Er begann zu gehen, zu eilen, zu laufen. Bald waren die letzten Bäume des Forstes hinter ihm und die Glut des Sommertages umfing ihn wieder. Er achtete nicht darauf, sondern lief weiter. Das Blut hämmerte ihm bald in den Schläfen, als ob es ihm den Kopf sprengen wollte, ein heftiger Druck trieb die Augen fast aus ihren Höhlen, aber er mäßigte seinen Lauf nicht. Unweit des Gesindes stolperte er über einen faustgroßen Stein und fiel hin. Er hatte keine Kraft mehr aufzustehen und blieb liegen. Das Gesicht ins welke, warme Gras drückend, dachte er: „Mag es brennen. Mir ist jetzt alles einerlei. Es ist doch aus mit mir . . .“ Nach einer Weile jedoch kehrte seine Energie wieder, er richtete sich sitzend auf und blickte nach dem Forste. Eine weiße, sehr breite Rauchwolke qualmte empor. Andrikson sprang auf. „Gott Vater,“ betete er, „laß das Feuer nicht über den See hinausgehen! Herr Gott! Herr Gott!“ Dann schleppte er sich weiter.

Endlich war das Gesinde erreicht.

Im Gehöft stand seine hübsche junge Frau und blickte nach dem Forst.

„Der Forst brennt?“ rief sie ihrem Manne halb fragend, halb berichtend entgegen.

„Der Forst brennt,“ wiederholte Andrikson. „Wo sind die Knechte? Schnell! Und die Mägde und alle!“

„Was? Alle? Sollen denn alle . . . ? Aber Jahn, wie du aussiehst! Was ist dir? Was ist dir?“

„Wo sind die Leute? Wo sind sie?“

„Auf dem Felde, mein Gott! Mag es doch brennen. Man wird es schon löschen. Der Herr hat Wald genug . . . So zu laufen! Hättest du dich lieber nach den Kindern umgesehen, anstatt so zu rennen.“

„Nach den Kindern? Wo sind denn die Kinder? Nicht zu Hause?“

„Nein. Sie wollten Beeren suchen gehen. Mir ist so bange. Der Kahrten hat bisweilen Zündhölzer in der Tasche. Wenn die Kinder nur nichts im Forst angerichtet haben.“

„Sind denn die Kinder in den Forst gegangen?“ rief Andrikson, und es war ihm, als ob ihm jemand das Herz aus der Brust risse.

„Wohin sollten sie denn sonst gegangen sein, sie wollten ja Beeren suchen,“ versetzte die Wirtin. „Ach Gott, ach Gott.“

„Wo sind die Leute? Rufe sie! Rufe sie!“ schrie der Wirt, wobei sich seine Stimme überschlug und heiser wurde. „He Jungens, he Mädchen! Zu Hilfe, zu Hilfe!“

„Um Gottes willen! Schweig doch!“ rief die Wirtin erschreckt. „Was hast du? Ich werde sie schon alle zusammenrufen. Ob eine Fichte mehr oder weniger Feuer fängt, das ist doch einerlei. Es ist Sünde zu sagen, aber wahr ist's: der Brand hat ja auch sein Gutes. Arme Leute werden zu billigem Holz kommen.“

Die Wirtin eilte davon, und Andrikson ging im Gehöft wie betäubt umher. Er warf sich auf die Bank vor dem

Hause nieder, stand auf, setzte sich wieder, stand abermals auf und ging ins Zimmer. Leer, alles still und leer . . . Da stand in der Ecke das Bettchen seiner Knaben. Wenn sie doch jetzt in ihm lägen! Die Flachsköpfe aneinander-geschmiegt, der Jüngere das Händchen zur Faust geballt, mit dem Daumen nach innen . . . Der Wirt begann zu zittern. Nein, o nein, der Gedanke war zu gräßlich . . . Er wankte wieder hinaus und blickte nach dem Forst. Die Rauchwolke war noch immer im Wachsen begriffen. Wo nur seine Leute steckten! Ubrigens — es war ja doch schon zu spät . . .

Endlich waren die Leute da, bewaffneten sich mit Schaufeln und Beilen und eilten, von Andrikson fort-während angespornt, nach dem Forst. Die Wirtin blieb allein zu Hause.

„Wenn ihr den Rindern begegnet, jaget, daß sie keinen Augenblick länger im Walde verweilen sollen, hört ihr? Hörst du, Jahn! Schide sie sofort nach Hause!“ rief sie einmal über das andere den Leuten nach.

Im Forste war das Feuer unterdessen in der Seebucht bis ans Wasser gedrungen, war über die Spitzen des Sees hinausgegangen und breitete sich jetzt als doppelarmiger Strom immer weiter aus. Ratlos stand Andrikson mit seinen fünf Menschen da. Was sollten die Schaufeln und Beile in ihren Händen! Die Flammen sprangen hoch oben von Baumkrone zu Baumkrone. Ein Funken-regen sprühte hernieder, immer aufs neue das trockene Moos und Fallholz in Brand steckend. Sollten sie ein paar Bäume abhauen? Sollten sie einen fadenlangen Graben ziehen? Es wäre lächerlich gewesen. Aber getan mußte doch etwas werden.

„Geh, laufe ins Gut, Peter, und melde, daß der

Forst brennt," befahl endlich Andriksson. „Weiß Gott, sie werden's heute sonst gar nicht erfahren. Wir übrigen wollen . . . wollen die Kinder suchen.“

„Die Kinder suchen? Aber die werden jetzt schon zu Hause sein," versetzte jemand.

„Wir übrigen werden suchen," wiederholte Andriksson. „Wenn sie nach Hause gegangen wären, so müßten wir ihnen begegnet sein.“

Niemand widersprach weiter, denn man hätte ihnen allerdings begegnen müssen, falls sie nicht auf einem ungewohnten Umweg nach Hause gegangen waren.

Aber wo sollte man sie suchen? Wenn sie tiefer in den Forst geflüchtet waren, so hatte man nicht zu sorgen: das Feuer konnte sie nicht überholen. Wenn sie aber in der Bucht von den Flammen umzingelt worden waren!

Dieser furchtbare Gedanke schien in allen aufgestiegen zu sein, denn wie auf ein stummes Geheiß wandten sich alle der Seebucht zu. Andriksson wurde aschfahl. Es konnte also geschehen sein! Wenn eines der Mädchen oder einer der Burschen über diese Möglichkeit gelacht hätte, so wäre er böse geworden, hätte aber doch noch gehofft, denn die Hoffnung schöpft sich Nahrung noch aus dem dürrsten Trostwort, aber jetzt war es ihm, als müßte er jeden Augenblick auf die verbrannten Knochen seiner Buben stoßen.

Mit verhaltenem Athzen begann er zu suchen. Die Knechte und Mägde umschritten, ihre Pasteln schonend, vorsichtig die noch rauchenden Stellen, Andriksson dagegen achtete nicht, wohin er seine Füße setzte. Er verschwand zwischen den schwarzen Stämmen und war bald am Ufer des Sees. Die Knaben waren vielleicht von den Flammen an das Ufer gedrängt worden. Vielleicht ins

Wasser, denn stellenweise war sogar das Schilf versengt. Waren sie ertrunken? Andrikson spähte ins Wasser, er schritt die Bucht hinauf, hinab — nichts! Er verließ wieder das Ufer und kehrte zu seinen Leuten zurück, die sich über die Lichtung verteilt hatten und suchend sich der Bucht näherten. Endlich war man gewiß, daß die Kinder hier nicht verunglückt sein konnten.

„Sie werden nach Hause gegangen sein,“ bemerkte ein Mädchen. „So große Knaben . . . Es wäre auch wirklich ein Wunder, wenn sie sich nicht zu retten verstanden hätten.“

„So geh nach Hause, Lihse, und sieh, ob sie da sind und komm wieder,“ sagte der Wirt. „Ja, geh, geh!“

Das Mädchen entfernte sich und die Zurückgebliebenen fragten, was sie nun tun sollten.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Andrikson matt. „Suchet. Löscht. Suchet doch noch . . .“

„Ach Wirt, die Kinder sind sicherlich zu Hause. Ganz gewiß. Du hast uns ganz unnütz erschreckt.“

„Meinst du? Nun ja, Gott geb' es, Gott geb' es . . . Ob wohl der ganze Wald ausbrennen wird? Was meint ihr?“

„Wer kann das wissen! Wenn das Feuer so weiterfrißt und keine Menschen kommen und ein Sturm sich erhebt . . . Wind haben wir schon.“

„Gehen wir, gehen wir,“ sagte der Wirt. „Wir müssen löschen. Wir müssen tun, was wir können.“

Sie verließen die Lichtung und gingen an weit unterhalb des Feuers einen Graben auszuwerfen. Als ihre Arbeit um einige Faden vorgeschritten war, wurde es im Walde laut und der Förster erschien, begleitet von einer Anzahl Gutsarbeiter. Nach einer kurzen Erwägung hieß

er aufhören und Andrikson mit den Leuten noch tiefer in den Forst hineingehen und dort mit dem Graben beginnen — hier würde das Feuer sie vorzeitig erreichen. Er selbst entfernte sich dann schnell, um mit Hilfe der mitgebrachten Feuerspritze auf dem anderen Flügel des Forstes gegen die Flammen anzukämpfen.

„Wo ist der Graf selbst?“ fragte ein Mädchen aus dem Klauzen-Gesinde einen Hofestnecht.

„Er ordnete noch an, wohin die Boten zu reiten haben. Das ganze Gebiet soll noch heute benachrichtigt werden. Er wird bald hier sein.“

Nach einer Weile kam die Aufforderung vom Förster, es möchten ihm zwei kräftige Männer zu Hilfe eilen, das Pferd könne mit der Spritze nicht durch das Dickicht, sie müsse von Menschen gezogen werden.

„Ich gehe,“ sagte Andrikson. „Wer kommt noch?“ Er sah sich um, und da er keine kräftigere Gestalt erblicken konnte, als die seines Knechtes Peter, so winkte er ihm und sie schritten davon.

Aber auch mit Menschenkraft war es schwer und endlich unmöglich, die Spritze fortzubewegen. Auch der Forst war in den letzten Jahren nachlässig verwaltet worden, es lag zuviel Fallholz auf der Erde und die Bäume standen stellenweise allzu dicht. Gerade, als es beschlossen wurde, auf die Hilfe des Wassers zu verzichten, kam der Graf herangeritten. Er sah, wie in den Leuten die starke Anstrengung des Ziehens noch nachzitterte und erblickte neben dem Förster Andrikson mit schweißbedecktem, beinahe entstelltem Gesicht. Aller Zorn gegen ihn war plötzlich wie ausgelöscht.

„Ah, Andrikson!“ rief er und sprang vom Pferde. „Und so fleißig. Ich danke Ihnen, Andrikson, für die

Benachrichtigung. Das war hübsch von Ihnen. Ich danke Ihnen.“ Und mit raschen Schritten trat der Graf auf den Wirten zu, ergriff dessen geschwärmte Hand und drückte sie.

„Herr Graf . . . Herr Graf . . .“ stammelte Andrikson, „ich tat . . . ich tat nur . . . was . . . was . . .“

„Ich werde daran denken, Andrikson. Aber erholen Sie sich doch. Sie scheinen mir zuviel gearbeitet zu haben.“

„O, ich bin nicht müde, gnädiger Herr. Gar nicht.“

Der Förster fragte, was zu tun wäre. Er berichtete, daß mit der Spriße nichts unternommen werden könne und daß auf der anderen Seite des Forstes ein Graben gezogen wurde.

Man solle die Spriße in Sicherheit bringen und den Leuten helfen gehen, sagte der Graf.

Die Anordnung wurde befolgt, und Andrikson arbeitete wieder an der Spitze seiner Dienstboten. Der brenzliche Geruch, der von der Brandstätte herüberwehte, war bereits stärker zu verspüren als vorhin.

„Wir werden wenig ausrichten, Herr Graf,“ bemerkte der Förster trübe. „Die rote Hyäne hat gar zu flinke Beine.“

„Wir bekommen bald Suffurs. Die Boten müssen jezt schon eine Anzahl Wirtte benachrichtigt haben,“ antwortete der Graf und sah in die Wipfel der Bäume. Er war sehr blaß und ein nervöses Zucken bewegte seine Lippen.

Dann wandte er sich den Leuten zu, um sie zu noch eifrigerer Tätigkeit anzu-spornen. Da sah er, wie ein alter Mann sich matt auf seine Schaufel lehnte. Der Graf ging auf ihn zu, nahm ihm die Schaufel aus der Hand,

indem er ihm ein paar freundliche Worte sagte, und begann selbst zu graben.

Das war der beste Ansporn und die Leute arbeiteten mit Aufbietung all ihrer Kräfte. Nur Andrikson schien zu erschlaffen. Immer häufiger und mit immer größerer Unruhe blickte er nach der Stelle, wo seine Magd wieder erscheinen mußte. Endlich kam sie. Sie sah erhitzt und verstört aus.

„Die Kinder sind nicht zu Hause,“ sagte sie leise, nachdem sie den Grafen begrüßt hatte und zu Andrikson getreten war.

„Nicht?“ schrie dieser auf. „Meine Kinder! Meine Kinder!“

„Was gibt's da?“ fragte der Graf, und jemand erzählte ihm den Sachverhalt.

Der Graf trat auf Andrikson zu.

„Sie vermissen Ihre Kinder, lieber Andrikson?“ fragte er.

„Ja, gnädiger Herr,“ antwortete der Wirt, sich mühsam beherrschend. „Heute morgen sind sie hergekommen, um Beeren zu suchen. Und jetzt sind sie noch nicht zu Hause. In der Pflanzung wuchsen allerlei Beeren.“

„Sie meinen doch nicht... nein, Andrikson, Sie dürfen nicht gleich das Schlimmste denken. Den Kindern ist sicherlich gar nichts geschehen.“

„Aber dann müßte sie doch jemand gesehen haben.“

„Das ist doch nicht notwendig. Sie können tiefer in den Wald hineingegangen sein... Wie alt sind Ihre Kinder?“

„Der Älteste ist soeben zehn geworden.“

„Na, sehen Sie. Zehn Jahre. Dann ist Ihr Junge doch schon ein strammer Bengel. Der wird dem Feuer

aus dem Wege zu gehen gewußt haben. Nein, nein, beruhigen Sie sich nur, Andrikson, den Kindern wird gewiß nichts geschehen sein.“

„Ich möchte das so gerne glauben. Aber . . . aber . . . Gestatten mir der gnädige Herr Graf, daß ich suchen gehe. Ich kann nicht weiter arbeiten, bevor ich weiß, wo die Kinder sind.“

„Gewiß, gewiß; gehen Sie, gehen Sie! Und wenn Sie wollen, nehmen Sie noch jemand mit,“ versetzte gütig der Graf.

„Nein, Herr Graf, ich werde schon allein . . .“

Andrikson übergab seine Schaufel der Magd und ging. Als er sich allein sah, war es ihm, als müßte er die Namen seiner Kinder laut in den Wald hinaus schreien. Aber er hielt an sich, denn er schämte sich, gehört zu werden. Stumm irrte er umher, und erst als er weit weg war, rief er mit halber Stimme einmal über das andere: „Jahnit! Rahrli! Jahnit! Jahnit! Jahnit!“

Aber es kam keine Antwort.

Nach langem vergeblichen Suchen wandte sich Andrikson wieder dem Aushau zu. Unterwegs begegnete er wiederholt Personen, die zum Löschen herbeigeeilt kamen. Er fragte sie alle, ob sie nicht ein paar Kinder gesehen hätten, erhielt aber immer ein Nein zur Antwort. Er hörte großen Lärm in der Gegend, wo der Graben gezogen wurde und schloß daraus, daß bereits viele Menschen zusammengekommen sein müßten. Der Forst würde also wahrscheinlich gerettet werden. Aber was lag jetzt mehr daran! Er ging weiter und gelangte an die lange brennende Linie, die sich mit unverminderter Schnelligkeit vorschob. Andrikson umschritt sie und betrat den ausgebrannten Teil des Forstes. Die Unterlippe fest

zwischen die Zähne gepreßt, die Schultern ein wenig emporgehoben, als fürchte er jeden Augenblick von irgendwoher einen Schlag, schlich er zwischen den geschwärzten Stämmen dahin. Gleich einem rötlich-braunen, verworrenen Netz breiteten sich über ihm die fahlen Äste aus. Von weitem glänzte der See und sah fremd und unheimlich aus mit seiner bläulichen Mitte und den dunklen Rändern, von denen mißfarbene Streifen, die verzerrten Spiegelbilder der Fichten, sich weit in das Blau hineinmischten. Es wurde stiller und stiller, und schließlich umgab Andrikson die feierliche Ruhe eines Friedhofes. Die Sonne hatte sich bereits tief geneigt und eine seltsame Dämmerung erfüllte den Wald. Hier und da stieg noch ein dünner Rauchfaden schräg in die Luft, flammte noch, gleichsam aus sich selbst die Flamme erzeugend, ein vereinzelt stehengebliebener Himbeerstrauch auf. In Zwischenräumen tönte irgendein gedämpfter Laut von den Brandstätten herüber, die Stille und die Ruhe nur noch mehr vertiefend. Wie unter einer Last schleppte sich Andrikson weiter. Am Rande der Dichtung brach er zusammen und weinte.

Sterben, sterben! . . .

Die Sonne sandte ihre schrägsten Strahlen durch den Forst, dann erlosch sie.

Andrikson raffte sich auf. Noch einmal nach Haus, noch einmal nachsehen, ob die Kinder nicht zu Hause waren!

Langsam schreitend erreichte er das Gefinde.

Da saß seine junge Frau am Wege und starrte ihn an. Er starrte sie an. Dann begann sie zu schreien.

„Tot! tot!“ rief sie. „Hast du sie gefunden? O, meine Kinder, meine Kinder, meine Kinder!“

Der Wirt erzählte, daß er vergeblich nach ihnen gesucht habe.

„Dann werde ich sie finden,“ jammerte die Wirtin. „Ich werde ihre verbrannten Knöchlein finden. Ach, meine Kinder, meine Söhnchen!“

Sie ging ins Haus, wo sie bereits alles vollständig beschied und wohlverwahrt hatte und gab dem Hütermädchen und dem Jungen, die jetzt ganz allein daheim bleiben sollten, einige Anordnungen.

Dann gingen sie hinaus in die Dämmerung, die Wirtin voran, der Wirt hinterher. Von Zeit zu Zeit fragte sie, ohne den Kopf zu wenden, nach den Einzelheiten des Brandes, aber ersichtlich nicht aus Interesse an demselben, sondern mit einer deutlichen Beziehung auf die Kinder. Endlich sagte sie:

„Die Hitze hat sie in den See getrieben. Sie werden ertrunken sein.“

Nun sprach sie weiter kein Wort und nahm, als sie am Wege eine mannshohe Stange fand, dieselbe auf die Schulter. Andrikson ließ sie das Holz tragen. Er fühlte sich selbst zu matt dazu. Es war ihm übrigens auch alles gleichgültig. Wenn die Kinder tot waren, so war es einerlei, wo sie lagen und ob sie gefunden wurden oder nicht. Mochte die Frau suchen.

An der Spitze des Sees angekommen, blieb Andrikson stehen. Ein Schauer erfaßte ihn beim Anblick des dunklen Wassers. Die Wirtin dagegen begann, ohne zu zögern, die Seebucht mit der Stange, so tief diese reichte, sorgfältig zu untersuchen. Langsam drang sie vorwärts, langsam, wie hypnotisiert, folgte ihr der Wirt. Endlich, nach stundenlangem Suchen hob die Frau etwas Unförmliches über den Wasserspiegel. Andrikson fühlte, wie ihn

ein Schwindel erfaßte und sich ihm eine Ohnmacht näherte. Da ließ die Frau die Stange zurücksinken und suchte weiter.

Andrikson wandte sich ab. Er konnte nicht länger zusehen. Ohne ein Wort zu sagen, ging er davon. Wie ein Betrunkener wandelte er zwischen den schwarzen Stämmen dahin. Es war ihm, als ob eine eiserne Faust sein Herz gefaßt hielt und es unbarmherzig fester und fester zusammenpreßte. Er stöhnte. Er konnte nichts anderes mehr denken, als das eine und immer wieder das eine: „Vorbei, alles vorbei!“

Er ging und ging und ging, blieb stehen, lehnte sich an einen Stamm, starrte lange Zeit vor sich hin und ging wieder. Er wußte nicht, wie lange er so zweck- und sinnlos umhergestreift war, als er sich wieder in der Nähe des Feuers befand. Es sah herrlich aus, wie die Flammen an den Bäumen emporloderten und wie dann Myriaden Funken nach allen Seiten herniederstoben. Der Brand machte den Eindruck eines Riesenfeuerwerks, angezündet zur frohen Augenweide und Belustigung. Aber war es denn auch nicht so? Töhlten und sangen da hinten nicht fröhliche Menschen? Andrikson horchte und lenkte dann unwillkürlich seine Schritte dem Lärm zu. Nein, sein Ohr hatte ihn nicht getäuscht. Nach einer Weile gelangte er an eine lange Schneise und einen in gleicher Richtung sich hinziehenden, frisch ausgeworfenen Graben, längs welchem Wachtpatrouillen hin und her gingen. Der Forst war gerettet. Andrikson dachte das, aber nicht das leiseste Gefühl froher Genugthuung überkam ihn. Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Forst vernichtet worden wäre? Und mit dem Forst sein Gesinde? Und sein Weib, das da in dem schwarzen Wasser umhersuchte und er selbst —

sollte er sich nicht erhängen? Vielleicht war es das Beste, aber er hatte noch Zeit, zu überlegen.

Andrikson wollte weitergehen, als ihn eine der Wachen anrief:

„He, du! Gehst du schon nach Hause?“

Der Wirt hatte keine Lust zu antworten und schwieg.

Aber der Mann schrie nochmals:

„Gehst du schon nach Hause?“

„Nein,“ sagte Andrikson.

„Aus welchem Gesinde bist du?“ fragte die Wache, offenbar in der Absicht, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Aus dem Klauzen.“

„So. Ah! Hast du den Wirten nicht gesehen?“

„Ich bin es selbst.“

„So, so. Der Graf sucht dich. Geh doch hin. Dort zu dem großen Feuer.“

„Der Graf? Was will der Graf?“

„Er hat da ein paar Kinder.“

„Kinder? Meine Kinder?“

„Deine — ich weiß nicht wissen.“

Andrikson stürmte davon. In wenigen Minuten hatte er das Feuer erreicht, um das eine große Menschenmenge versammelt war, Butterbröte aß und Schnaps und Bier trank. Abseits von der Menge brannte ein kleineres Feuer. An diesem saßen der Graf, der Förster, der Verwalter und standen seine beiden Buben.

Unversehrt.

Mit wankenden Knien näherte sich Andrikson der Gruppe.

Der Graf sprang auf, sobald er den Wirten erblickte.

„Da sind Sie also endlich, Andrikson,“ rief er fröhlich.

„Nun, sagte ich nicht, daß die Bengels viel zu vernünftig

sind, um sich verbrennen zu lassen? Bloß verirrt haben sie sich gehabt. Das Unglück passiert aber nicht nur kleinen Leuten. Nun, ich habe sie glücklich gefunden und bin froh, daß meine Hand sie Ihnen wieder zuführt. Nehmen Sie sie und bringen Sie die Kinder schnell nach Hause, damit sich Ihre Wirtin nicht weiter unnütz ängstigt.“

Lächelnd trat der Graf mit den Knaben auf Andrikson zu, und diesem war es, als ob er sein Leben aus den Händen des Grafen zurückempfe. Dumpf aufschluchzend, mit der Linken den Hals des Ältesten umfassend, sank er vor dem Grafen nieder.

„Mein Junge . . . Herr Graf Mein Junge . . .“

Er preßte die Kinder an sich und griff dann nach der Hand des Grafen.

„Herr Graf . . . Herr Graf . . .“

„Nein, nein, nein, Andrikson. Wenn Sie mir danken wollen — nein, danken Sie nicht. Ich habe nichts getan, das Ihren Dank verdient,“ wehrte der Graf ab.

„Nein, gnädiger Herr, Sie wissen ja nicht . . . Sie geben mir meine Kinder wieder, und ich . . . und ich . . .“

Er verstummte.

Aber das Übermaß seligsten Gefühls duldete keine Beschränkung durch den Verstand, an nichts mehr gebunden, ganz frei sein wollte seine Seele, frei und erlöst von dem schweren Geheimnis seiner Tat, die zu sühnen in diesem Augenblick ihm als ein Genuß erschien. Und stammelnd drängten sich ihm wieder die Worte über die Lippen.

„Und ich . . . und ich . . . schlagen Sie mich, Herr Graf, schlagen Sie mich . . .“

„Fassen Sie sich doch, Andrikson, fassen Sie sich, lieber Andrikson,“ sagte der Graf und legte ihm die Hand beruhigend auf die Schulter.

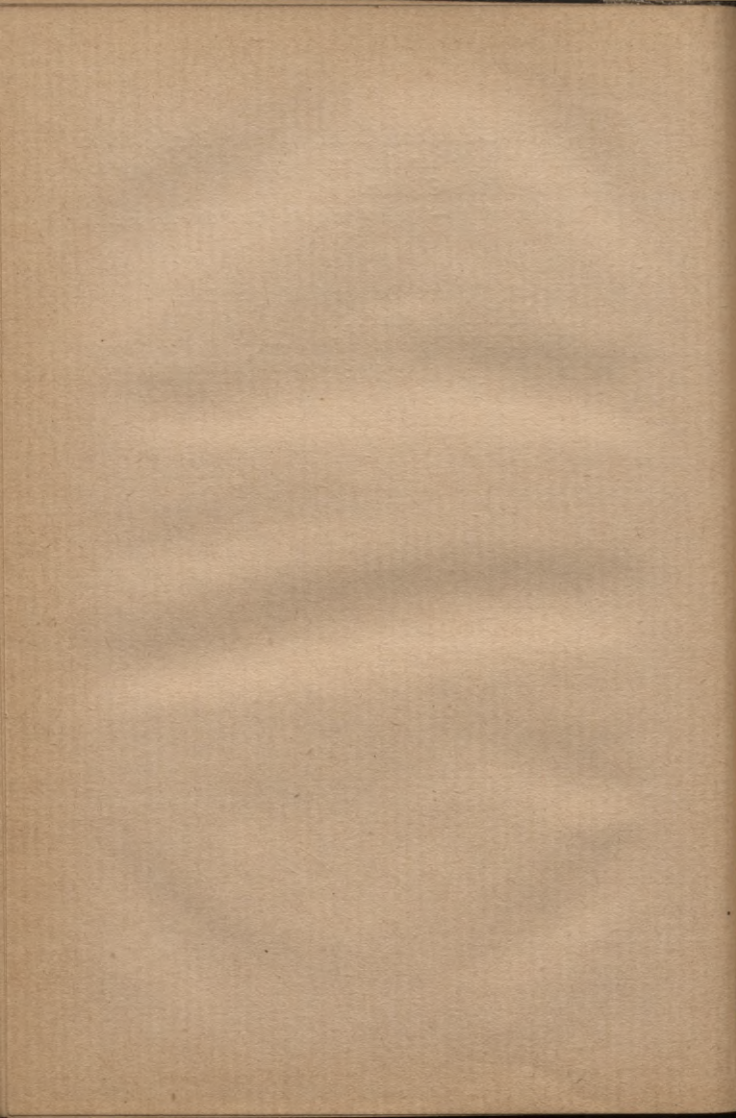
„Nicht, nicht — schlag mich, ich ... ah ... ich ... Hund!“

„Was?“

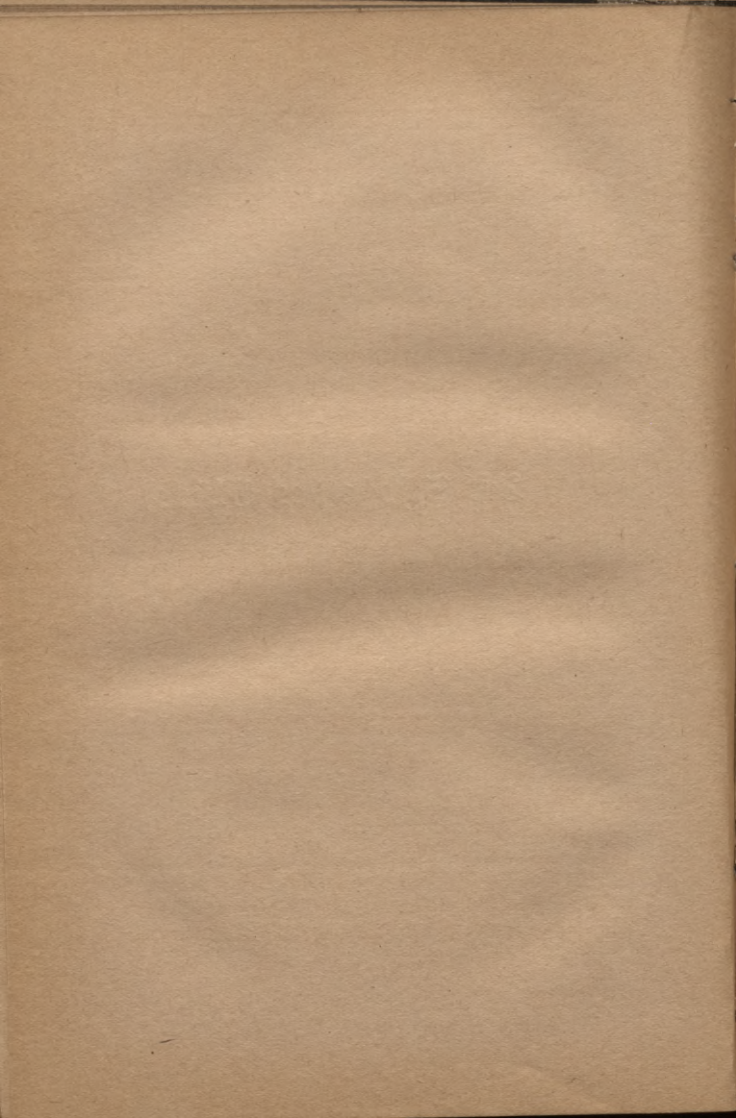
Sie sahen sich an. Der Graf fuhr zurück.

„Ich bin ... ich habe ...“

„Andrikson!“ schrie der Graf auf, faßte sich schnell und wiederholte schmerzlich: „Andrikson, Andrikson!“



Im Schoße des Glücks



Ja," antwortete der alte Lauff, und seine Stimme klang durch die Kirche so trocken, als ob sie lange Zeit hinterm Ofen gedorrt hätte.

Der Pastor wandte sich an Gewa.

Während er in salbungsvollem Tone die Frageformel wiederholte, begannen dem Mädchen die Knie zu ver- tauben. Noch hatte sie Zeit... Noch konnte sie sich loslagen, und alles, was geschehen war, würde dann hinter ihr versinken wie ein vorMitternacht geträumter Traum... Lauff mit seinem fahlen, glänzenden Kopfe, seine beiden Gesinde, Gewas künftiges Wohnhaus mit der braun- gestrichenen Diele und den blanken Fenstern, der neue Federwagen mit den kräftigen Schwarzen, die sie soeben noch vor dem Krüge mit heimlicher Freude betrachtet hatte — alles, alles konnte sie noch von sich weisen und weiterleben in dem halbdunklen Winkel der Leutestube, wo die Mutter vor fremder Kinder Lärm nicht einmal ruhig hatte sterben können, und wo für den Stuhl noch Platz vorhanden war, für das Spinnrad jedoch nicht. Und im nächsten Jahre trifft sich der Dienst viel- leicht wieder bei einem Wirte, in dessen Viehhof die Jauche bis an die Knöchel reicht und die Panscherei dauert den langen Sommer und Herbst... Und die Schwester wird ebenso waten, und beide werden warten müssen, bis irgendein Bursche kommt, vielleicht ein hüb-

scher und anständiger, vielleicht aber auch ein Trunkenbold . . .

„... so antworte und sage: Ja,“ schloß der Pastor.

„Ja,“ sagte Gewa laut und deutlich, so daß es selbst der Bälgetreter der Orgel vernahm. Und dann wurde ihr so leicht ums Herz, als ob sie über einen steilen Berg hinübergekommen wäre. Die Vertaubung schwand aus den Füßen, und als der Pastor die Hände des Paares ineinanderlegte und der Alte die Hand der Braut ein wenig drückte, erwiderte sie den Druck. Es war ja doch ihr eigener Wille gewesen, daß sie jetzt hier stand. Niemand hatte sie überredet, selbst hatte sie eine große Wirtin und dieses alten Witwers Erbin werden wollen. Denn wie lange konnte wohl mehr seine sehnige, kühle Hand die Schlüssel des Hauses in ihren Fingern behalten?

Das Paar sank vor dem Altar in die Knie, um den Segen zu empfangen, und in Gewas Herz ergoß sich heller Friede. Ihre freie Hand berührte ihr Brautkleid und sie fühlte von neuem, wie fein das teure Gewebe war. Er hatte diesen Stoff gewählt, nicht sie. Desgleichen den langen Schleier, der bis zur Erde hinabwallte. Und wer weiß, was er ihr noch alles gekauft, wenn sie es bloß gestattet hätte. So gut war er gegen sie.

Und Gewa gelobte sich auch in diesem feierlichen Augenblick, ebenso gut gegen den Alten zu sein, und die kurze Spanne Zeit, die ihm noch beschieden war, so glücklich zu scheinen, als ob sie den schönsten Jüngling gefreit hätte.

Mit schamhaft gesenkten Blicken verließ sie den Altar. Als aber der Hochzeitsmarsch des Organisten immer lauter zu klingen begann und plötzlich die Jubeltöne gleich einem mächtigen Strome vom Chöre herniederrauschten, hob

Gewa den Kopf und sah nach rechts und links. Und mit diesen wenigen Blicken fing sie soviel Bewunderung und Neid auf, daß sie den Kopf nicht wieder senkte. Lächelnd und mit heißen Wangen verließ sie die Kirche. Aber draußen war es ihr, als ob ihr noch jemand eine Krone auf den Myrtenkranz gedrückt hätte, denn sie vernahm die halblaut gesprochenen Worte: „Bei Gott, und er selbst sieht auch noch gar nicht so alt aus!“ . . .

Sechs Musikanten empfingen im Gesinde die lange Reihe der Hochzeitsgäste und spielten auch, während diese beim Kaffee und Imbiß saßen. Die Knechte gingen mit Bierkrügen und Gläsern herum und nötigten zum Genießen. Bald war die kühle Stimmung verschwunden, die anfangs immer auf Festlichkeiten herrscht, an denen einander fremde Personen teilnehmen, und man begann fröhlich zu tanzen.

Der Bräutigam führte die Braut, die in ihrem Schleier einer Rosenblüte im Nebel glich, den Gemeindegemeinderichter zu und meinte scherzend, in der Tanzstube sei dieser sein Vertreter. Sie tanzten, dann näherte sich ihr der Schreibergehilfe, ihm folgten, dreister werdend, andere junge Leute, so daß Gewa beinahe gar nicht zu Atem kam. Zuletzt trat auf sie ein schlanker Bursche zu, mit dunklem Haar, von dem ein Büschel an der feuchten Stirn klebte. Er war mit Gewa verwandt und hatte unlängst seine Lehrzeit als Schuhmacher beendet. Er verbeugte sich stumm und zaghaft und streckte ihr seine beiden Hände entgegen. Gewa stand auf, tanzte und fühlte, daß er ihre Hand fester hielt als die anderen. Nachdem sie einmal die Runde gemacht hatten, blieb sie stehen. „Bin müde,“ sagte sie.

„Du tanzest viel,“ versetzte er, wie entschuldigend,

und ließ sie los. „Erhole dich. Noch steht ja der ganze Abend bevor.“ Er verbeugte sich ungeschickt und ging.

Gewa setzte sich und blickte ihm nach. Das war doch ein komischer Junge, dieser da . . . Niemals hatte er von ihr Geld weder für neues Schuhwerk noch für Flickarbeiten genommen. Deshalb hatte auch die Schwester darauf bestanden, daß er eingeladen werde. Und er hatte sich für die Hochzeit einen neuen, schlecht sitzenden Anzug machen lassen.

Nach einer geraumen Weile betrat der junge Schuhmacher wieder die Tanzstube. Er sah sich um, näherte sich Gewa aufs neue und setzte sich auf den leeren Platz neben ihr. Sein Atem duftete nach Wein, als er, gegen Gewa geneigt, sagte: „Ich habe soeben mit deinem Alten auf dein Wohl getrunken.“

Der junge Bursche sprach das leicht und harmlos aus, Gewa trafen diese Worte wie ein Gertenstreich. Sie erwiderte nichts.

Nachdem er eine Weile stumm dageessen, beugte sich der Schuhmacher noch tiefer hinab, legte behutsam seine warme Hand auf die ihre, suchte ihre Augen und fragte in weichem, traurigem Tone: „Nun, wie ist dir jetzt?“

Gewa machte eine Bewegung, daß die Hand des Burschen von der ihrigen wegglitt. Sie fühlte in seiner Stimme etwas Unstatthafes, und auf ihren Lippen lag bereits eine harte, abweisende Antwort. Doch schnell sich fassend, unterdrückte sie dieselbe, lächelte und antwortete heiter:

„Wie mir ist? Wohl ist mir — sehr wohl! Willst du nicht wieder tanzen?“

Sie tanzten, und diesmal länger, als vorhin. Und unwillkürlich lehnte sich der Jüngling fester an Gewas Brust.

„Zum letztenmal mit dir!“ dachte Gewa, als der Schuhmacher sie wieder losgelassen hatte, und ging in eine andere Stube.

Sie war erzürnt. Sie war ruhig und glücklich gewesen, und da kam dieser Junge mit seinen ungeschickten Händen . . .

Die Stube, die sie betrat, war voll von Papyros- und Zigarrenrauch. Um den Tisch saßen fast lauter bejahrte oder sehr alte Männer, plauderten, tranken und spielten Karten. Als Gewa die Tür öffnete, lachte gerade Laust aus vollem Halse. Er saß mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, so daß Gewa von seinem Gesichte nichts weiter unterscheiden konnte als eine schmutziggelbe Haut, die sich in gräulichen Falten um ein großes schwarzes Loch zusammengezogen hatte. Schnell ging sie durch die andere Tür wieder hinaus.

In Gewa war etwas erwacht, das sie beschwichtigen mußte. Ungewiß, was sie beginnen sollte, schritt sie zur Klete. Die Tür zum Aufbewahrungsraum der Kleider stand offen, die Klete selbst war leer. Sie wurde augenscheinlich gelüftet, denn der Raum war zum Brautgemach umgewandelt worden. Auf der weißgeschuerten Diele stand im Hintergrunde an der Wand ein neues, glänzend lackiertes Bett mit hochaufgemachten Bettsäcken. Die Kopfkissen staken in neuen Bezügen, desgleichen waren die Laken neu und fest. Bedeckt war das Bett mit einer von Gewa selbst gewebten Decke, die einige Jahre in der Lade gelegen hatte. Nun sah man auf dem Bett die Stellen, an denen sie gefaltet gewesen war. Wie ein angestrichenes Stück Blech erschien Gewa diese steife Decke. Ihr fiel ein Büchlein ein, das ein Bursche einmal aus der Stadt mitgebracht hatte. Da waren verschiedene Marter-

werkzeuge und Marterbänke aus alten Zeiten abgebildet gewesen . . . Die Lippen fest aufeinandergepreßt, verließ sie die Klete. Im Gehöft stand ihre Schwester Ilse, die suchte Gewa, denn der Schreiber wollte mit ihr eine Française tanzen. Aber Gewa verzog bloß das Gesicht, nahm die Schwester um die Mitte und zog sie mit sich fort aus dem Gehöft. „Was ist dir?“ fragte Ilse.

Aber ohne zu antworten, ging Gewa weiter, nahm den Weg durch den Garten zwischen einer langen Reihe von Apfelbäumen und warf sich endlich auf dem Feldbrande hinter dem Garten nieder. Ilse glitt ebenfalls zur Erde.

„Was ist dir?“ wiederholte sie besorgt.

„Still, still!“ stieß Gewa hervor, drückte mit den Händen die Schläfen und barg ihr Gesicht an der Brust der Schwester.

Die Sonne war im Untergehen, der Abend warm und friedlich. Einzelne Schwalben schossen noch hoch in der Luft hin und her, und irgendwo in der Nachbarschaft lockte eine Frauenstimme in langgezogenen Tönen die Schweine nach Hause.

Ilse umarmte Gewa und begann zu weinen. Ihre Tränen fielen Gewa ins Haar und auf den Hals.

Plötzlich brach auch Gewa in ein unbezwingbares Schluchzen aus.

„Ach, Ilse, Ilse!“ flüsterte sie einmal um das andere, „wenn ich das gewußt hätte, wenn ich doch das gewußt hätte!“

So saßen sie umschlungen, eine die andere lieblosend, bis die Nacht die Abendröte auslöschte und die Schnarrwachtel auf der Wiese das Lied ihrer Einsamkeit begann.

„Laß uns gehen,“ sagte Ilse.

Doch Gewa rührte sich nicht.

Unterdessen verschwanden die Gäste einer nach dem anderen, indem sie sich still ins Heu und Stroh der Wirtschaftsböden verkrochen. Die Brautmutter fragte nach der Braut und wollte sie zu Bett führen. Zuletzt war ihre Stimme über das ganze Gehöft hin vernehmbar. Ob die Braut etwa davongelaufen sei? rief sie scherzend.

Ilse erhob sich. Schwerfällig, wie halb erstarrt, folgte ihr Gewa. Sie antwortete nichts auf die Frage der Brautmutter, wo sie denn gesteckt hätte, und schritt schweigend, von den Musikanten mit einem lustigen Marsch begleitet, zur Klete. Dort brannte ein Licht, und Lauff saß und wartete. Nachdem die Begleiter noch einige Scherze mit dem Brautpaar ausgetauscht, verließen sie die Klete, der Brautvater verschloß die Thür, die Musikanten spielten noch eins auf und begaben sich dann zur Ruhe.

Am folgenden Morgen wurden die Neuvermählten um die Frühstückszeit geweckt. Die Spielleute ließen die Weise: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ ertönen, und gleich darauf folgte ein entsetzlicher Lärm, den die Burschen mit Pfannen und allerhand sonstigem Küchengeräth veranstalteten. Dann schloß der Brautvater die Klete auf und das Paar trat heraus. Gewa war so bleich, als ob sie mit dem Tode gerungen hätte. Sie küßte Ilse und flüsterte ihr ins Ohr, sie möge schnell Wein besorgen. Nachdem sie einen tüchtigen Schluck genommen, wurde sie wieder munter und zeigte sich ebenso gut gelaunt wie gestern. Lauff strahlte vor Glück. Er scherzte viel, trank und war von einer Behendigkeit, daß einige Spatzvögel bereits lachten, der junge Ehemann werde zuletzt auch noch tanzen. Das geschah jedoch nicht.

Als am Abend wieder die Schlafenszeit gekommen

war, weinte Gewa nicht mehr, sondern trank zwei Glas Wein. Und so tat sie es auch am dritten Hochzeitsabend.

Dann dampfte auf den Tischen Sauerkohl mit Schweinefleisch, zum Zeichen, daß das Fest zu Ende sei. Die Gäste brachen auf. Jedermann behauptete, eine so fröhliche Hochzeit seit langem nicht mitgefeiert zu haben, und alle drückten Laust und Gewa herzlich die Hand und schieden mit der Überzeugung, daß sie wohl ein sehr ungleiches, im ganzen aber glückliches Paar zurückließen.

Ilse blieb noch einige Tage bei Gewa und half die Reste des großartigen Festes wegzuräumen und dem Hause die Werktagsordnung wiederzugeben. Dann machte auch sie sich zum Fortgehen bereit. Gewa begleitete sie eine Strecke Weges. Beim Abschied übergab die junge Wirtin der Schwester alles Geld, das ihr die Gäste geschenkt hatten. Ilse wollte danken, Gewa jedoch umarmte sie und begann zu schluchzen.

„Schwester, Schwester!“ rief sie zuletzt aus, „weshalb stießest du mir nicht ein Messer ins Herz, als ich dir zum erstenmal von Laust erzählte?“

Weinend ging Ilse davon.

Aber mit einer heiteren Melodie auf den Lippen kehrte Gewa ins Gesinde zurück. Da sie sich nun einmal gelobt hatte, glücklich zu scheinen, so mochte die Komödie auch weitergehen. Sie verbarg ihren Kummer in der Tiefe ihres Herzens und schaltete im Hause mit geradezu freudigem Eifer. Mit nimmer müder Aufmerksamkeit sorgte sie für die Bedürfnisse des Alten und nahm Rücksicht auf seine Schwächen. Das fiel ihr nicht schwer, denn sie war von klein auf an Arbeit gewöhnt, war fleißig, aufgeweckt, und Laust erschien ihr auch mit der Zeit nicht mehr so unerträglich widerwärtig, wie in den ersten

Tagen ihrer Ehe. Ueberdies hatte der alte Mann Vernunft und einen trefflichen Charakter. Als er sah, wie er geschätzt wurde, wußte er gar nicht, in welcher Weise er „Gewas Liebe“, wie er es nannte, vergelten sollte. Er kaufte ihr teure Tücher und allerlei sonstigen Puz, und gab zuletzt seine ganze Barschaft in Gewas Hände. Doch Gewa puzte sich nicht. Sie zeigte zwar den Dienstboten und Freundinnen, was ihr der Alte schenkte, ließ aber alles in den Schränken und in der Kommode verliegen und unmodern werden. Für wen sollte sie sich puzen? Doch nicht für den kahlköpfigen Greis? . . . Und die Freundinnen und andere Wirtinnen bewunderten sie noch mehr, wenn sie mit einem Rattuntüchlein um den Kopf irgendwo erschien. Wußten sie doch, daß Gewa sich in reine Seide kleiden konnte, daß sie es nur nicht wollte. Diese Einfachheit inmitten der Fülle des Reichtums hob Gewas Ansehen mächtig in den Augen der Leute, und sie wußte es — und war bestrebt, ihren Ruhm zu mehren.

So vergingen zwei Jahre.

Laust war dank der sorgsamen Pflege und dem friedlichen Leben in dieser Zeit keineswegs schwächer geworden, eher noch hatte er sich gekräftigt. Gewas Glück pfiffen die Späßen sogar von den Dächern in den Nachbargebieten. Man pries sie als eine musterhafte Hausfrau, und so manches arme Mädchen seufzte bei sich: „Ach, hätte ich doch auch solch ein Leben, wie die im Laust-Gesinde! Bin ich denn schlechter als sie?“

Niemand jedoch wußte, wie oft Gewa in stiller Nacht die Hände ineinandergekrampft und verzweifelt gemurmelt hatte: „Gott! Erlöse mich! Nimm ihn von meiner Seite oder laß mich sterben!“

Aber Laust starb nicht. Auch Gewa erfreute sich guter

Gesundheit, obwohl auf ihren Wangen keine Rosen mehr blühten und um ihren Mund sich zwei scharfe Furchen gebildet hatten.

Abermals vergingen zwei Jahre.

Der alte Wirt fühlte sich frisch wie ein Jüngling. Wenigstens behauptete er dies von sich selber.

Im fünften Jahre ihrer Ehe trat zu Georgi bei Laust ein junger Knecht, mit Namen Jahnis, in Dienst. Er war ein großer, schöner Bursche mit breiten Schultern, blauen, lieben Augen und blondem Haar. Er hatte eine Mutter, die zu Feldarbeiten nicht mehr fähig war und die, sich selbst beköstigend, in ihrem Winkel Hede spann, flichte oder strickte.

Anfangs beachtete Gewa Jahnis wenig. Laust war noch kräftig genug, um selbst den Knechten die Arbeit anzuweisen, und sie mischte sich nicht in seine Angelegenheiten. Aber die Mädchen fingen an, ihr von Jahnis zu erzählen. Wie gut er sei! Wie er seine Mutter pflege! Das sei das reine Wunder!

Nun begann auch die Wirtin Jahnis zu beobachten und sah, daß die Mädchen recht hatten. Mit geradezu rührender Liebe bediente der große Bursche das alte Frauchen, ertrug geduldig ihre kleinen Launen und machte ihr sogar das Bett auf, wenn sie es bisweilen nicht selbst vermochte.

„Du hast wohl deine alte Mutter sehr lieb?“ wandte sich Gewa einmal an Jahnis.

Der Bursche senkte die Augen und wurde verlegen. Sein einfacher Sinn mißverstand diese Frage und faßte sie als gelinden Spott auf. Die Burschen pflegen ja im allgemeinen gegen ihre Mütter nicht so sanft zu sein. Vielleicht meinte die Wirtin, daß sich das nicht schide.

„Sie ist alt und kränklich,“ antwortete er, sich gleichsam rechtfertigend. „Wer weiß, wie lange ich sie bei mir noch habe.“ Und dann setzte er nach einem Stillschweigen hinzu: „Ihnen geht es ja ähnlich wie mir. Sie haben ja auch Ihren Alten sehr lieb.“

„Ganz recht, ganz recht,“ antwortete Gewa, und lächelte freundlich. „Wir beide müssen fürchten, daß heute oder morgen die Trennungsstunde schlägt.“

Dann wandte sie sich ab und biß die Zähne aufeinander. O, du ungewollter Hohn! Er verglich sein Mütterlein mit ihrem Alten!

Seit dieser Unterredung goß Gewa fast alle Tage von dem warmen Dienstbotenessen auch für die Alte ein Schüsselchen voll. Und wenn sie für Laust und sich etwas Besonderes zubereitete, vergaß sie Jahnis' Mutter erst recht nicht. Die Wirtin verweilte gern in ihrem Winkel und hörte zu, wenn sie mit redseligem Munde von ihrem Sohne erzählte. Jahnis trug die Züge der Mutter, und wenn Gewa die Alte anblickte, sah sie des Burschen liebe blaue Augen. . .

Unruhe kam über Gewa, und sie schlief des Nachts schlecht. Sie wurde noch bleicher als sonst, so daß der Wirt über ihr Aussehen besorgt wurde und fragte, ob Gewa nicht etwas fehle? Sie arbeite zu viel, sie möge sich doch mehr auf ihre Hilfsmagd verlassen.

Gewa erbehte. Sich auf die Hilfsmagd verlassen! Sich zurückziehen von der Arbeit, die doch ihr einziger Schutz gegen allerlei Gedanken war!

Und sie antwortete, daß sie sich vollkommen gesund fühle, und schaffte noch mehr als bisher, vom Tagesgrauen bis zum späten Abend.

Aber der Friede zog nicht in ihr Herz.

Sie ging häufiger zur Kirche, doch Frieden brachte sie nicht heim. Und es wurde ihr immer schwerer, ihr Leid zu verbergen.

So kam die Heuzeit heran.

Jahnis war ein geschickter und aufmerksamer Bursche, aber wer weiß, wie es zugegangen sein mochte — während er einmal zu Hause die Sense schärfte, schnitt er sich tief in den Finger. Das Blut floß heftig, und die Mutter, die sich in der Nähe befand, begann zu schreien.

Gewa trat aus der Stube, und wie sie Jahnis bluten sah, erstarrte sie beinahe vor Schreck. Sie lief zurück, suchte Leinwandlappen hervor, nahm Sandzucker, den der Bauer gern auf dergleichen Wunden streut, und eilte über das Gehöft zu Jahnis. Mit zitternden Fingern verband sie die Wunde und beruhigte sich innerlich erst dann, als der Bursche wiederholt versicherte, daß er fast gar keinen Schmerz fühle. Und wie zur Befräftigung seiner Worte lächelte er Gewa an und sagte in heiterem Tone: „Ich danke, Wirtin, ich danke!“

In der Nacht nach diesem unbedeutenden Ereignis konnte Gewa nur wenig schlafen. Ihr war es, als ob sie noch immer Jahnis' warmes Blut an ihren Händen verspüre. Sie rieb sie am Laken, legte sie wie zur Kühlung auf die Decke, wälzte sich im Bett und weinte.

Was tun . . . was tun?

Als der Morgen gekommen war und Gewa aufstand, sah sie ernst aus, wie jemand, der einen unabänderlichen Entschluß gefaßt hat. Ruhig trat sie die Arbeit des Tages an, wechselte jedoch nicht den Verband an des Burschen Finger, sondern hieß es die Hilfsmagd tun. Ihr sei gestern von dem Anblick des Blutes schlecht geworden, entschuldigte sie sich.

Nicht lange danach, als Jahnis' Finger verheilt war, erhob Gewa einen großen Lärm nach einem halben Laib Brot, den sie zu vermissen vorgab. Da sich das Brot trotz allen Suchens nicht wiederfand, ließ Gewa gegen Lihse, eine sehr verflatschte Magd, die Bemerkung fallen, ob nicht etwa in den Winkel von Jahnis' Mutter das Brot verschwunden sei. Noch an demselben Tage betrat Jahnis mit gerötetem Gesicht die Stube des Wirtes und fragte, ob die Wirtin in der That so gesprochen habe und seine Mutter für eine Diebin halte?

„Für eine Diebin halte ich sie nicht,“ versetzte Gewa, „aber wunderbar ist es, wo das Brot bleiben konnte.“ An diesen Worten war es genug. Jahnis sagte seinen Dienst auf und ging sogleich fort, um sich eine neue Stelle zu suchen.

„Man müßte ihn besänftigen,“ sagte Laust. „Er ist ein so tüchtiger Arbeiter, und seine Mutter hat das Brot sicherlich nicht gestohlen.“

„Natürlich nicht. Wenn er aber solch ein Hitzkopf ist — mag er denn auch gehen!“

„Wenn du es so willst, meinetwegen,“ versetzte der Alte, und sagte weiter kein Wort zugunsten Jahnis', als dieser mit einem fremden Pferde ins Gehöft einfuhr und seine Sachen auf den Wagen zu laden begann.

Bei der Abrechnung, die Gewa vollzog, legte sie ihm den ganzen Jahreslohn auf den Tisch.

„Damit wir nicht unnütz ins Gerichtshaus laufen müssen,“ bemerkte sie.

„Ich habe dort nichts zu tun,“ versetzte Jahnis, zählte das Geld und legte es wieder auf den Tisch. „Soviel kommt mir nicht zu.“

„Nimm nur. Wegen meiner Hefigkeit gehst du fort, dann ist's nur recht, daß ich den Schaden leide.“

„Nein, ich nehm' es nicht,“ sagte der Bursche bestimmt.

Cewa zählte das Geld und theilte es auf die Hälfte.

„Nicht, nicht, — begnüge dich denn auch bloß mit der Hälfte.“

Dem Burschen kam jedoch kaum das Drittel davon zu und er zögerte von neuem mit dem Empfangen. Schließlich ergriff er dennoch das Geld und strich es schweigend in den Beutel.

Dann nahm er Abschied.

Cewa reichte ihm die Hand und drückte sie herzlich. „Helfe dir Gott, Jahnis. Helfe dir Gott! Lebe glücklich!“ Und dann fuhr der Bursche zusammen mit der Mutter davon.

Obwohl im Hause bloß ein Winkel leer geworden war, schien es dennoch Cewa, als ob alles Gesinde fortgegangen sei. Eine unsagbare Wehmut überkam sie. Nichts gefiel ihr mehr. Die Arbeit auf den weiten grünen Wiesen, die Wirtschaft im Hause, all das große Vermögen, Lausks Pflege, — alles war ihr bis an den Hals zuwider geworden. Da traf zum Glück Ilse auf Besuch ein. Sie hatte sich verheiratet und verwaltete gemeinschaftlich mit ihrem Manne unter dem Namen von Hälstnern Lausks zweites Gesinde, das ihm von seinem durch eine Seuche dahingerafftten Schwiegersohn und seiner Tochter zugefallen war. Ilse hatte ihren Erstgeborenen, ein vier Jahre altes Bübchen, mitgenommen, das durch seine Munterkeit Cewas Schwermut allmählich verscheuchte. Die unglückliche Wirtin gewann den Knaben so lieb, daß sie ihn gar nicht mehr fortlassen wollte. Aber der Kleine wollte ohne seine Mutter um keinen Preis bei ihr bleiben. So führte denn Ilse das Kind wieder fort, und Cewa

versank in die frühere Schwermut. In ihrer Seele war eine neue Saite schmerzlich berührt worden. Weshalb gehörte nicht auch ihr solch ein Blondköpfchen wie Ilse Söhnchen? Würde sie denn niemals von einer fröhlichen Kinderschar umschwärmt werden? . . . Nein, niemals, niemals . . .

Wie verstört ging sie umher. Wollte denn ihr Alter ewig leben? Er hatte sie betrogen . . . Sie entsann sich dessen unklar, daß er bei der Ansprache gesagt hatte, er wolle nur noch ein paar Jährchen leben. Etwas derartiges hatte er gesprochen. Und nun — weshalb starb er nicht? Mußte Gewa selbst den Tod herbeirufen? . . . Und mit einem Haß, der tödlich gewesen wäre, wenn die Kraft dem Wunsche entsprochen hätte, sah sie dem achtzigjährigen Greise nach, wie er von der Klete zum Stall und vom Stall zum Wohnhaus mit kleinen, aber sicheren Schritten trippelte. Der sah noch so munter aus, als ob er seinen hundertsten Geburtstag erleben wollte!

Gräßliche Gedanken wachten in Gewa auf. Der Alte mußte aus der Welt geschafft werden. Wenn er plötzlich starb, wer würde wohl nach der Todesursache forschen! War seine Zeit nicht schon längst um? Hatten sie nicht so friedlich miteinander gelebt, daß böser Verdacht gar nicht aufsteigen konnte? Und wenn das auch geschah — konnte sie denn nicht auch sterben? Was nützte denn solch ein Leben?

So umhüllte sich ihre Seele mit immer tieferem Dunkel. Sie begann über Schlaflosigkeit zu klagen und machte sich zuletzt auf, um zum Arzt zu fahren. Das Pferd stand bereits angespannt, als jemand mit großer Hast ins Gehöft hereinraste und Gewa meldete, Ilse liege im Sterben, sie möge sogleich hin, um Abschied zu nehmen.

Wie ein kräftiger Schlag ins Wasser die Blasen zerstört, die aus der schlammigen Tiefe an die Oberfläche gestiegen sind, so verscheuchte die plötzliche Unglücksbotschaft Gewas furchtbare Gedanken. Sie setzte sich in den Wagen und fuhr zur Schwester.

Der Bote hatte recht, Ilse war tödlich erkrankt. Sie starb jedoch nicht. Mit der größten Sorgfalt von Gewa gepflegt, überstand sie den gefährlichen Wendepunkt der Krankheit und begann dann langsam zu genesen. Nach einigen Wochen konnte sie schon das Bett verlassen.

Gewa entsann sich nicht, seit langem so süß geschlafen zu haben, als nach diesem frohen Ereignis. Nachdem sie aufgestanden, fühlte sie sich so leicht und frisch wie ein junges Mädchen. Sie blieb noch einige Zeit bei der Schwester, und als sie endlich wieder nach Hause fuhr, war es ihr, als ob sie nicht bloß einige Wochen, sondern lange Monate fortgewesen sei. Sie sehnte sich nach ihrer Wirtschaft und fuhr mit gehobenem Gefühl ins Gehöft hinein. Laust hatte um ihre Ankunft gewußt und die Außentür des Wohnhauses mit einem Gewinde von Eichenlaub schmücken und in den Stuben Kränze aufhängen lassen. Dieser unerwartete grüne Gruß rührte Gewa tief, und herzlich drückte sie dem Alten die Hand. Doch ach! was half das alles — alt und häßlich war und blieb er trotzdem!

Mit erneuter Kraft begann Gewa wiederum zu wirtschaften. Arbeit, Arbeit war ihre Rettung gegen allerlei Anfechtungen, das hatte sie erkannt. Sie schaffte gleich einer Magd und erhielt sich solcherart eine geraume Weile den Gleichmut der Seele. Doch ganz allmählich senkte sich von neuem der graue Schleier der Schwermut auf sie . . . Für wen arbeite ich? Wem spare ich? Wer erbt

dies alles? fragte sie sich bitter. Sie war überzeugt, daß Laust solange leben würde, bis ihr keine Zeit mehr bleiben würde, zum zweitenmal zu heiraten. Der Widerwille gegen den zähen Greis begann sich wieder zu regen.

Müde geworden der Verstellung, gleichgültig gegen das Gerede der Leute, verbarg sie ihr Gefühl nicht mehr mit der ehemaligen Sorgfalt. Laust bekam dann und wann ein unfreundliches Wort zu hören. Aber er nahm das nicht übel. Er sah, wie Gewa ging und arbeitete, und er wußte, daß der, welcher alle Hände voll zu tun hat, sich keine Zeit nehmen kann, die Worte jedesmal fein abzuwägen. Er sah, daß sein Vermögen wuchs, und das machte ihm Freude. Vollauf hatte er es ja freilich auch ohne daß Gewa sich so abplacete, aber alter Leute Sinn steht nun einmal im allgemeinen aufs Sparen, und wenn sie es selbst nicht mehr vermögen, dann sehen sie wenigstens gern, daß andere ihren Wünschen gemäß handeln.

Deshalb schwieg auch Laust, als Gewa auch auf die Zubereitung des Essens nicht mehr jene Sorgfalt verwandte, wie früher. Ihm schmeckte ja, Gott sei Dank, noch alles. Weshalb sollte sie sich denn auch mit dem Kochen und Braten soviel plagen!

Mit der Zeit jedoch merkten auch die Diensthoten, daß das Essen schlechter wurde. Die Ursache war, daß Gewa zu geizen begonnen hatte. Beständig mit dem Sparen und Zusammenhalten beschäftigt, hatte sie zulezt die Gewohnheit angenommen, alles, was ihr gehörte, wegzulegen, zu verschließen, aufzuheben, zu mehrn und wiederum zu mehrn, ohne Zweck, ohne Sinn...

Verstummt waren die Fragen: für wen spare ich? Erstaltet war Gewas Verzweiflung. Nicht die trieb sie

mehr beim Zwiellicht aus dem Bett und hieß sie erst bei hereinbrechender Nacht mit der Arbeit aufhören, sondern blinder, krankhafter Eigennuß.

Unterdessen jedoch hatte Lauff sein sechsundachtzigstes Lebensjahr vollendet. Sein Körper war vollständig ausgetrocknet und seine Haut hatte einen erdigen, ins Grünliche spielenden Ton angenommen. Aber „sterben tut er noch nicht“, sagten die Leute. Gewa war zu einer fetten, bleichen Matrone geworden und sah so aus, als ob sie an keinem Blümlein hätte vorübergehen können, ohne es niederzutreten.

Eine ihrer liebsten Beschäftigungen war das Jäten, Pflücken, Abpflücken, Ausreißen und wieder und wieder Ausreißen und auf einen Haufen legen, das gefiel ihr . . .

So saß sie einmal im Garten zwischen jungen roten Rüben. Ein Berg von Vogelgras, Ringelblumen und Kamillen lag hinter ihrem Rücken. Soeben riß sie eine junge Quecke aus, zugleich aber kam auch eine Rübe mit. Indem sie dieselbe wieder zurückpflanzen wollte, stieß sie die Finger der linken Hand in die Erde und verwundete den Mittelfinger an einer Glasscherbe, die sich im Beete befunden hatte. Zwei dunkle Tropfen Blut flossen über die Handfläche nieder, und beim Anblick dieser Tropfen fiel Gewa eine andere blutende Hand ein und zwei liebe, blaue Augen sahen sie an.

„Ich danke, Wirtin, ich danke . . .“

Sie versank in Erinnerungen.

Als sie wieder zu jäten begann, hatte sie die Verletzung vergessen und beachtete sie auch nicht während des ganzen Tages. In der Nacht jedoch erwachte sie und fühlte Schmerz in dem verwundeten Finger. Am folgenden Tage wurde der Schmerz heftiger, der Finger

war geschwollen und sah dunkelblau aus. Gewa umwickelte ihn mit frischen Wegerichblättern, allein der Schmerz ließ nicht nach und wurde zur Nacht ganz unerträglich.

Am Morgen darauf wollte Laust, daß Gewa zum Arzte fahre oder daß er geholt werde. Aber Gewa behauptete, entweder die Kosten scheuend oder die Wahrheit redend, der Schmerz lasse nach. Gegen Abend konnte sie es jedoch nicht mehr aushalten und sagte, man möge den Doktor holen. Nach Verlauf von mehreren Stunden erschien der Arzt. Nachdem er die Hand sorgfältig untersucht, verzog er ein wenig das Gesicht und sagte, die Sache stehe nicht gut. Fette, gut gedüngte Erde sei reich an faulenden Stoffen und dem Blute schädlichen Keimen, die es leicht vergiften könnten. Eine solche Vergiftung habe sich leider die Wirtin zugezogen. Die Hand habe den Brand bekommen und müsse bis zum Ellbogen abgenommen werden. Die Wirtin möge sich unverzüglich ins Hospital des Nachbararztes begeben, eine derartige Operation könne er weder hier, noch bei sich zu Hause ausführen.

„Geben Sie Medizin, Herr Doktor!“ sagte Gewa. „Die Hand laß’ ich mir nicht abschneiden.“

Der Arzt erklärte noch einmal, daß das unbedingt und schleunigst geschehen müsse, und bat, um Gottes willen ja keinen Augenblick mit der Abfahrt zu zögern.

Aber starrsinnig verharnte Gewa bei ihren ersten Worten, daß sie sich die Hand nicht abnehmen lassen werde, und der Arzt fuhr davon, nachdem er versprochen, irgend etwas zur Vinderung der Schmerzen zu senden.

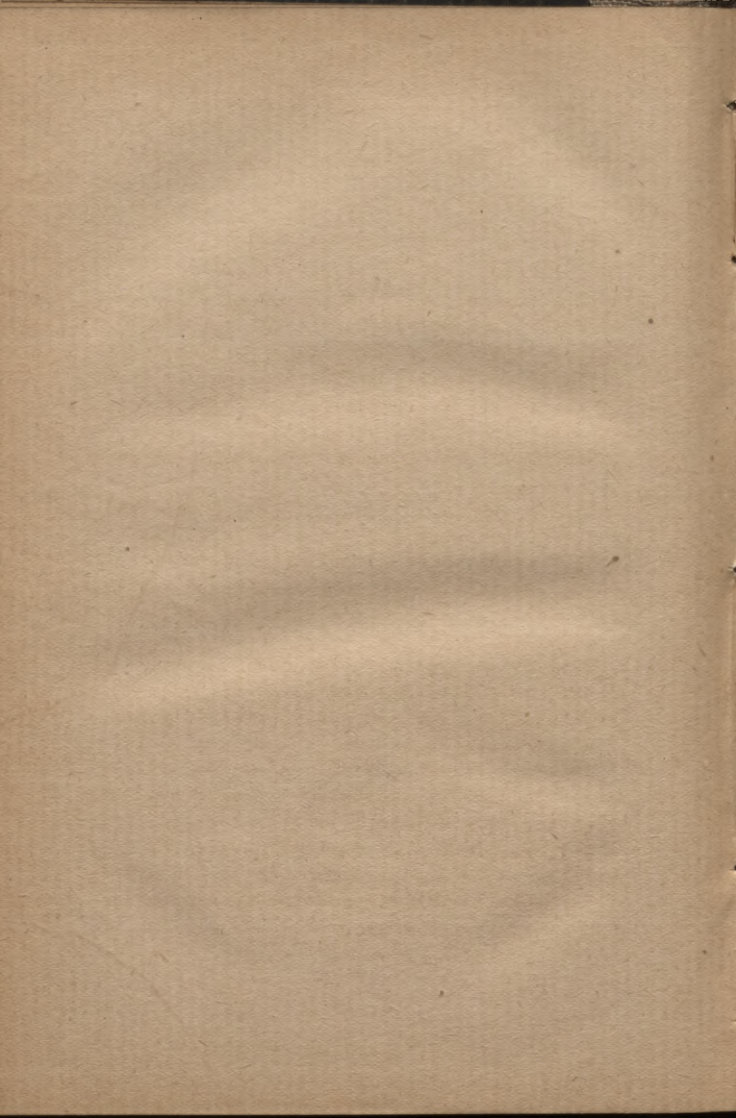
Einige Tage darauf lag Gewa im Sarge.

Mit ungewöhnlicher Selbstbeherrschung war sie eines qualvollen Todes gestorben. Laust zerfloß in Tränen.

„Weshalb mußttest du nun schon sterben!“ klagte er verzweifelt. „Konnte ich denn nicht statt deiner heimgegangen sein! Was soll ich nun noch hier allein, was beginne ich ohne dich? . . . Ach, du warst gegen mich so gut, so gut . . . Du liebtest mich viel mehr als meine erste . . . Ruhe nun, ruhe sanft . . . Ich werde dir ja auch bald folgen. Ich werde dir eine große Beerdigung ausrichten . . . ja, die werde ich ausrichten . . .“

Und er beugte sich über den Sarg, und seine ausgetrockneten Lippen küßten Gewas stummen Mund.

Abſchied



Fährst du nicht heute zu den Verwandten, um Abschied zu nehmen, Mutter?" fragte der Wirt die Wirtin, indem er in die Stube trat. „Der Weg ist seit gestern und gestern nacht hübsch trocken geworden, das Wetter ist warm. Wer weiß, wie's morgen, übermorgen umschlägt.“

Die Wirtin ließ die Hände mit dem Strickzeug in den Schoß sinken und blickte zum Fenster hinaus.

„Ich könnte fahren," sagte sie dann und seufzte. „Du wolltest also heute . . . ?“

„Ja," antwortete der Wirt.

„Ja," wiederholte die Frau langsam und leise. „Ein Tag hin oder her. Ja . . . Was soll man . . . ich werde fahren.“

Sie legte wie zögernd das Strickzeug ins Körbchen auf den Tisch, spielte gedankenvoll noch eine Weile mit den Nadeln, erhob sich dann mit festem Entschluß und begann sich umzukleiden.

Sie waren beide bereits über die mittleren Jahre hinaus, trotzdem aber noch ziemlich rüstig. Sie hatten bisher ein großes Gesinde in Pacht gehabt, jetzt aber trafen sie Anstalten, Städter zu werden. Der Bruder der Wirtin war ohne nähere Erben gestorben und hatte seiner Schwester ein kleines bequemes Haus in der Stadt hinterlassen, und das Ehepaar hatte beschlossen, um dieses

Häuschens willen das mühevolle Landleben aufzugeben. Es war zu Anfang des April und der Tag nicht mehr fern, auf den die Rodeeers den meistbietlichen Verkauf ihres in langen Jahren angesammelten lebenden und toten Eigentums angesetzt hatten. Man mußte sich daher beeilen, die notwendigen Fahrten zu machen, solange noch die Pferde da waren.

Während sich die Wirtin ankleidete, ging der Wirt wieder hinaus, um den Wagen für die Fahrt in Ordnung zu bringen.

Als die Wirtin fertig war, verließ auch sie das Zimmer.

Der Wirt schirte eben eine kleine, wohlgenährte Stute an und spannte sie dann vor den Wagen. Die Wirtin trat auf ihn zu.

„Aber daß du selbst dabei bist, damit alles richtig geschieht,“ sagte sie.

„Ja, ja,“ antwortete der Mann. „Steig nur ein und fahr.“

„Erst muß ich doch von ihr Abschied nehmen.“

„Was?“

„Meintest du denn ohne Abschied . . . Nein, so nicht. Das tu' ich nicht. Erst muß ich — —“ Und die Wirtin schritt auf den Pferdestall zu.

„Warte! Du machst dir die Kleider schlecht, wenn du hineingehst!“ rief der Wirt. „Wart', ich führ' sie heraus.“

Er lenkte die kleine braune Stute zum Gartenzaun und band sie dort lose an.

Inzwischen war die Wirtin an die offene Stalltür getreten und sah mit schmerzlich verzogenen Augenbrauen in den Stall.

Da standen eine alte gelblich-braune Stute und drei Wallache. Alle drei: ein schlanker, stolzer Brauner und

zwei kräftige Rappen waren Söhne der alten Stute. Von der Verträglichkeit und Liebe dieser vier Tiere zu einander wußten der Wirt und die Wirtin eine Menge Geschichten, von denen manche beinahe ans Unwahrscheinliche grenzten. Auf der Weide waren sie immer unzertrennlich gewesen, und die Söhne hatten die Mutter eifersüchtig vor anderen Pferden gehütet. Sie hatten es niemals gelitten, daß die vor den Wagen gespannte Braune sich der Alten näherte. Wenn der Wirt gewollt hatte, daß die Pferde beisammen bleiben sollten, dann hatte er bloß die Alte an die Leine gebunden und alle waren sie beisammen geblieben. Hatten die Rappen einmal aufeinander loszuschlagen begonnen: gleich war die Alte dazwischen gekommen und hatte sie auseinander-gesprengt. Niemals war es erlebt worden, daß eines der Tiere die Absicht gezeigt hätte, die Alte zu beißen oder zu schlagen, obwohl der Braune bereits fünfzehn Jahre alt und keineswegs ein zahmer Gaul war.

Der Wirt trat heran und führte die alte Stute aus dem Stall. Leicht hinkend stieg sie über die Schwelle. Sie sah noch ziemlich kräftig und wohlgenährt aus und schien durchaus nicht so alt, als sie war.

Als sie die Wirtin erblickte, wieherte sie sie leise an. In diesen Lauten lag etwas Unbeschreibliches. Gemütlichkeit, Schwäche des Alters, Dankbarkeit, eine Frage nach irgend etwas, — alles das lag in diesem brummenden, ein wenig zitternden Gewieher.

Die Wirtin stand schweigend da. Ihre Wangen überflog ein Rot und die Lippen zuckten ein paarmal.

„Mein Lahmchen“, murmelte sie dann, das Tier mit einem alten selbsterdachten Schmeichelnamen anredend und dessen Hals streichelnd. „Mein Altschen . . .“

Und nach einer Weile streichelte sie abermals den Hals der Stute und wiederholte gerührt: „Mein Lahmen . . . mein Altschen.“

„Na, sieh einer!“ sagte der Wirt halb spöttisch, halb ungeduldig. „Zuerst nimmst du dir vor, aus dem Hause zu fliehen, damit alles hinter deinem Rücken geschieht, und nun . . . nun . . .“

„Ich fahre ja sogleich . . . ich fahre ja . . . Nein, es ist doch sonderbar. Ich hätt' es nicht geglaubt, daß das Scheiden von solch einem Tier so schwer ist. Tut sei dir denn gar nicht leid?“

„Wenn du willst, so verkaufen wir sie mit den anderen auf dem Meistbot, noch können wir's ja,“ versetzte der Wirt.

„Natürlich, natürlich, auf dem Meistbot! Damit sie vor dem Fuder eines Juden, eines Zigeuners an irgendeinem Grabenrande hinfällt! . . . Das ist also die Gnade, die er dir immer versprochen hat! Nicht wahr, Altschen?“

Wie zur Antwort ließ die Stute wiederum das zitternde, brummende Gewieher hören, wandte den Kopf der Wirtin zu, sah sie mit matten Augen an und bewegte die lange Unterlippe. Das sah so eigentümlich aus.

„Als ob sie weinen wollte,“ sagte die Frau.

„Ach geh, ach fahre jetzt!“ rief ungeduldig der Wirt.

„Hast auch wirklich keine Zeit, sie noch ein Weilchen am Halfter zu halten,“ versetzte die Wirtin mit einem Anflug von Arger. „Siehst du, Altschen, so dankt er dir dafür, daß du ihn vierundzwanzig Jahre hin- und hergeschleppt hast. Nun gönnt er mir nicht einmal einen richtigen Abschied von dir.“

„So gib ihr einen Kuß!“ sagte der Wirt kurz. „Ich wehr' dir's nicht.“

„Das tu' ich auch. Denkst du noch dran, wie stolz du mit ihr zu meinem Vater anfuhrst . . . damals . . . mit dem geschmückten Krummholz? . . . Dafür allein schon hat sie einen Kuß verdient, daß sie damals den Kopf so hoch trug.“ Die Wirtin ließ lieblosend ihre Hand über die Mähne gleiten, tat einen Schritt vorwärts, ergriff mit beiden Händen den Kopf der Stute und drückte wirklich einen Kuß auf das weiche graue Maul. Dann wandte sie sich schnell ab und eilte zum Gartenzaun, band die Braune los, setzte sich in den Wagen und fuhr, den Kopf tief vorgebeugt, davon.

Der Wirt hatte unterdessen die alte Stute in den Stall zurückführen wollen, hatte sich besonnen und band sie jetzt draußen an den Ring. Dann ging er zu den Knechten, die vor der Riege arbeiteten und befahl, sie sollten Schaufeln nehmen und im Birkenwald bei den alten Kartoffelgruben eine Gruft graben.

„Was für eine Gruft?“ fragte einer.

„Für die alte Stute.“

„Was? Soll sie denn . . . soll sie denn . . .? So'n Tier, ein so kräftiges noch! Dreißig Rubel wird man für sie noch mitten in der Nacht zahlen! Nein, das geht doch nicht, Wirt!“

„Geht nur und grabt die Gruft,“ antwortete der Wirt.

„Bei Gott, Wirt . . .“

„Schweig,“ flüsterte der andere Knecht. „Da hilft nichts. Das ist die Stute, mit der er als Bräutigam gefahren ist. Die gibt er nicht in fremde Hände.“ Und sie fingen an nach den Schaufeln zu suchen und nahmen auch ein stumpfes Beil mit, für den Fall, daß die Erde noch stark gefroren sein sollte.

Der Wirt ging in die Stube, holte die Flinte herunter, die an einem Querbalken auf zwei Holzpflöcken hing und begann sie zu laden. Von Zeit zu Zeit ließ er dabei die Hände wie ermattet sinken und blickte auf den Hof hinaus, wo die Stute geduldig am Ringe stand. Endlich waren beide Läufe voll.

Er stellte das Gewehr in die Ecke, trat an den Schrank und goß sich ein Glas Schnaps ein.

„Eh!“ . . . brummte er dann vor sich hin und ging in der Stube auf und ab.

Dann kam der Knecht und meldete, die Gruft sei fertig.
„Gut.“

Der Knecht entfernte sich, der Wirt trat noch einmal an den Schrank, hing dann die Flinte über die Schulter und verließ dann die Stube.

„Geh, Martin, nimm die Alte und führe sie zum Walde.“

Der Knecht band die Stute los. Als er sie am Stall vorüberführte, wieherten der Braune und die Rappen fast gleichzeitig laut auf. Die Alte antwortete und wollte in den Stall zurück.

„Fort, fort,“ sagte der Wirt gepreßt.

„Sie nimmt Abschied,“ bemerkte Martin und führte die Stute der Pforte zu. Der Wirt folgte.

Mit langsamen, ruhigen Schritten bewegte sich die Stute vorwärts. Sie hielt den Kopf gesenkt und stieß dann und wann das Maul an das vom Schnee ausgelagte vorjährige Gras, ohne jedoch ein Hälmchen abzupflücken.

Der Bursche wandte sich um.

„Wie sie das macht. Wie das aussieht . . . Als ob sie wüßte, was kommt.“

Der Wirt schwieg.

Nach einer Weile hob der Knecht von neuem an:
„Komisch . . . Ein anderes Tier schlachtest du ab . . . das ist rein nichts. Aber ein Pferd! . . . Da wird einem so ums Herz . . . so . . . ganz . . . ganz . . . Besonders, wenn's noch so'n kräftiges Tier ist, wie diese Stute. Da scheint einem die Sache der reine Mord . . . so'n Totschießen. Ich möcht' mal wissen — wenn sie sprechen könnte und man sie fragen würde: willst du noch leben und von jetzt an frieren und hungern und überschwere Lasten ziehen — ich möcht' mal wissen, ob sie nicht doch noch ein Weilchen lahmen wollte. Der Mensch, der würde sich nicht bedenken! Der würde sich sträuben, wenn man ihm sagen würde: jetzt kommt die Gruft. Ich selbst . . .“

„Hör' auf mit dem Geplapper,“ unterbrach ihn der Wirt in ziemlich barschem Ton und sah weit weg. „Was geschehen muß, muß geschehen.“

Der Knecht sagte nun auch nichts mehr und sie erreichten schweigend den Wald, wo zwischen undicht stehenden Birken ein frischer Sandhügel sichtbar wurde. Auf die Schaufel gestützt, erwartete sie der zweite Knecht. Etwa drei Schritte von der Gruft entfernt stand ein schlanker Baum. An diesen hieß der Wirt die Stute anbinden. Ein feierlicher Ernst lag auf seinen Zügen, und seine Finger zitterten leise, als er den Hahn der Flinte spannte und nachsah, ob das Zündhütchen in Ordnung sei.

„Geht weg,“ befahl er dann leise gedämpft, und die Burschen gingen beiseite. Er selbst trat auch in eine angemessene Entfernung, legte an und zielte auf den Kopf der Stute.

Plötzlich ließ er das Gewehr sinken, biß sich in die Unterlippe und stand so eine kleine Weile da. Die Stute blickte ihn an und wurde unruhig. Da erhob er abermals die Flinte — der Schuß krachte, und die Stute wankte und stürzte nieder.

Als der Rauch sich verzogen hatte, eilten die Knechte hinzu.

„Gut getroffen!“ rief Martin. „Tot. Sehr gut getroffen.“

Mit langsamen Schritten näherte sich nun auch der Wirt.

Die Stirn der Stute war zerschmettert, das Blut rann unter dem Kopf in eine dunkle Lache zusammen. Das erloschene Auge des Tieres starrte ihn gläsern an.

„Mein Mltchen,“ murmelte der Wirt kaum vernehmbar, „mein Mltchen . . .“, dann entglitt seinen Händen die Flinte und er drückte beide Fäuste fest gegen die Augen. Sein Kopf erzitterte, und die Knechte hörten, wie er leise schluchzte.



LETTISCHE LITERATUR

Band I

J. RAINIS JOSEPH UND SEINE BRÜDER

Eine Tragödie in fünf Akten

Übersetzt aus dem Lettischen

von

ASPASIA-PLEEKSCHAN

Rainis benutzt die alttestamentliche Legende von Joseph und seinen Brüdern nur als Gerippe für seine Tragödie, die den Kampf zwischen zwei Kulturentwicklungen und die Selbstaufopferung eines Menschen im Namen der höheren, auf Liebe zu seinem Volke basierten Entwicklungsstufe schildert.

Die beiden ersten Akte der Tragödie führen uns nach Hebron, zum Erzvater Jakob und seinen Söhnen, die das raue Leben primitiver Nomaden führen. Der Liebling des Erzvaters, Joseph, findet keinen Gefallen an dem Hirtenleben, sondern er strebt nach dem reicheren Leben des Ackerbauers. Dadurch, wie durch die Bevorzugung des Sohnes der über alles geliebten und unvergessenen Rahel gerät Joseph in Konflikt mit seinen von den niedrigen Instinkten primitiver Menschen beseelten Brüdern, der seine Lösung in dem Verkauf Josephs an die Ismaeliter findet.

In den weiteren Akten finden wir Joseph in dem kulturell verfeinerten Ägypten, bekleidet mit beinahe königlicher Macht, geehrt und geliebt vom Volke und von seinem ägyptischen Weibe Asnath. Die Brüder, die vom Hunger getrieben nach Ägypten gekommen sind, sehen staunend eine neue Welt, in der sich zu bewegen sie sich kaum getrauen. Joseph will an ihnen furchtbare Rache nehmen, die Männer, die ihn um Heimat und Vaterhaus gebracht, verderben, doch schließlich ringt er sich zu der Erkenntnis durch, daß er trotz allem zu seinen Brüdern und zu seinem Volke gehört, das er einer lichtereren Zukunft entgegenführen muß. Er legt seine hohen Würden ab und nimmt Abschied von seinem Weibe und seinen Kindern und zieht nun mit dem Hirtenstabe in der Hand an der Spitze seiner Brüder dorthin, von wo er gekommen, zu den Leuten, mit denen er durch die Bande des Blutes verbunden ist und an denen er eine höhere Mission zu erfüllen hat.

Soweit die Disposition der gedankentiefen, von kristallklarer Menschheitsliebe getragenen und mystisch durchhauchten Dichtung, die Stellen von zartester Lyrik, seherischer Weisheit und heldenhafter Kraft enthält. Alles in allem, das Werk eines Dichters und Denkers von ungewöhnlicher Feinheit und Tiefe, die Frucht eines Dichtergenius, dessen Universalismus zur Vollreife Goethischer Abgeklärtheit und zu der allumfassenden kosmischen Menschheitsliebe Tolstois gediehen ist. Ein Werk, das in unserer kreisenden Zeit von so ganz besonderer wegweisender Bedeutung ist, daß es seinem Urheber die Tore der Weltliteratur öffnen muß. (Rigasche Rundschau.)

A. GULBIS VERLAG, RIGA

LETTISCHE LITERATUR

Band II

K. SKALBE
WINTERMÄRCHEN

Der Riese Die Waldtaube
Der ewige Student und sein Märchen Uhsinsch
Die drei Kostbarkeiten des Königssohnes
Die Tochter des Henkers
Das Märchen vom Ferding Aschenputtel
Kätzchens Mühlen *
Die Meerjungfrau

Übersetzt aus dem Lettischen
von
DR. W. CHRISTIANI und O. SCHÖNHOF



Band III

R. BLAUMANN
DIE INDRÄNS

Ein Drama aus dem lettischen Volksleben

Übersetzt aus dem Lettischen
vom Autor

A. GULBIS VERLAG, RIGA

LETTISCHE LITERATUR

Band IV

J. AKURÄTER NOVELLEN

Als ich noch jung war Hopfen Kalejs Sohn

Übersetzt aus dem Lettischen
von
SENTA MAURING



Band V

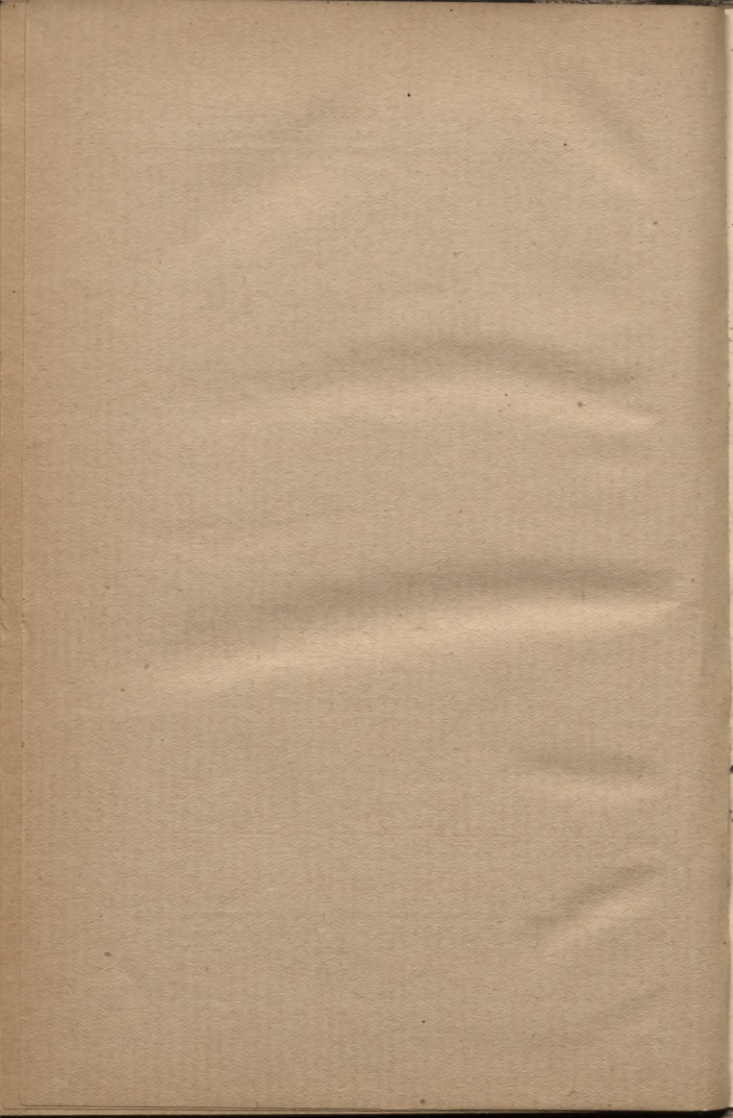
R. BLAUMANN NOVELLEN

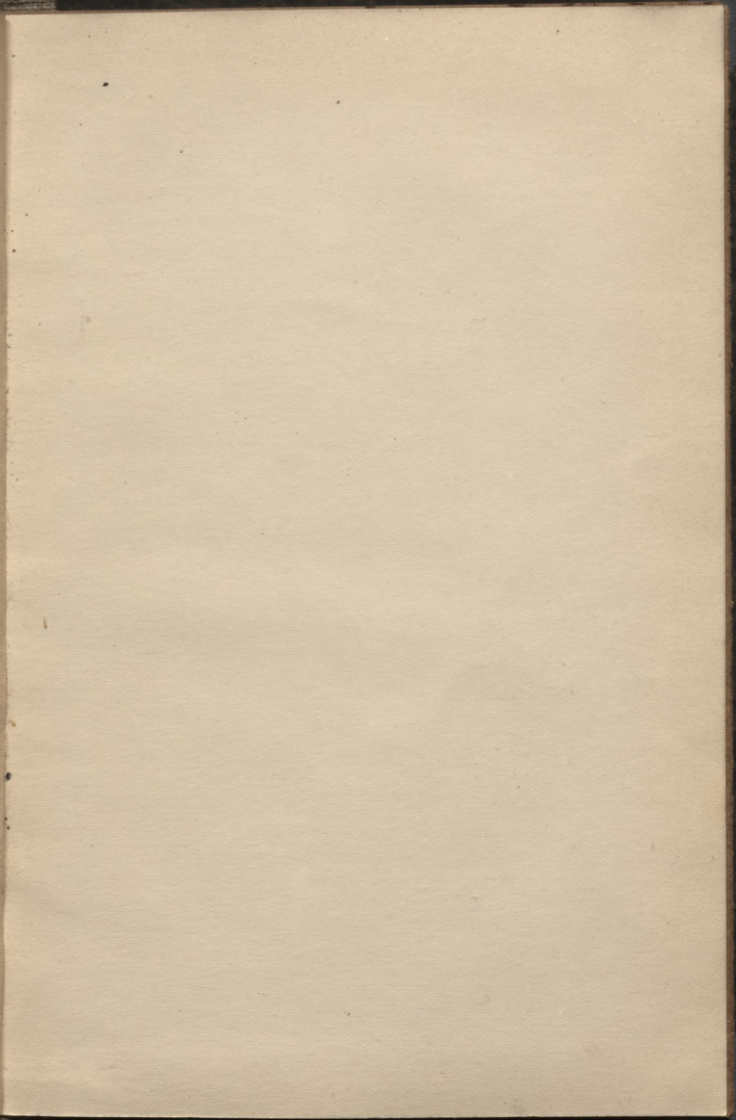
Im Schatten des Todes Die Raudup-Wirtin
Gewitter Andrikson Im Schoße des Glücks
Abschied

Übersetzt aus dem Lettischen
vom Autor

A. GULBIS VERLAG RIGA











40

LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0311022551